Oesterreichisch-Ungarische Revue.



Jahrgang 1886.

Neuntes Heft.

(December.)

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel:

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

Rothenthurmstraße 15.

Die „Oesterreichisch=Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von mindestens vier Bogen Groß=Octav. Der Pränumerationspreis für den Jahrgang ist ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Der Plan, welcher dem Unternehmen der „Oesterreichisch=Ungarischen Revue“ zu Grunde liegt, ist aus dem im ersten (April=) Heft veröffentlichten Programm, sowie dem daselbst mitgetheilten Verzeichniß der dem Unternehmen gewonnenen Autoren und jener Aufsätze, welche im ersten Jahrgang zur Veröffentlichung gelangen sollen, zu entnehmen. Besonders bemerkt sei noch, daß dem ersten Hefte das Hauptregister der „Oesterreichischen Revue“, dessen neue Folge die „Oesterreichisch=Ungarische Revue“ bildet, beigegeben ist.

Das Inhaltsverzeichniß der erschienenen Hefte befindet sich auf der dritten Seite des Umschlages.

Die folgenden Hefte werden u. a. enthalten:

Hermann Hallwich: Wallenstein.
Joseph Freiherr von Helfert: Stadion und Pillersdorf.
Gustav Amon Ritter von Treuenfest: Kaiser Joseph II. letzte Tage.
Wendelin Boeheim: Vergangene Tage in Oesterreich. Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's von Schweiger.
Joseph von Lehnert: Erzherzog Carl als Marineminister.
Adolph Lederer: Versuch einer rationellen Begründung der Ethik. (Schluß.)
Wilhelm Wahlberg: Die Geschichte der österreichischen Strafgesetzgebung seit 1850.
Joseph Szabó: Die erloschenen Vulcane Ungarns.
Alexander v. Matlekovics: Die handelspolitischen Beziehungen Oesterreich=Ungarns.
Franz X. von Neumann-Spallart: Oesterreich=Ungarns Stellung im Welthandel unter besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Deutschland.
Guido Schenzl: Beiträge zur Klimatographie Ungarns.
Raphael Hofmann: Das Berg= und Hüttenwesen Oesterreich=Ungarns. (Schluß.)
Joseph Wessely: Oesterreich=Ungarns Forstwirthschaft.
Wenzel Hecke: Oesterreich=Ungarns Landwirthschaft.
Stephan Molnár: Ungarns Weinbau.
Wilhelm Zsigmondy: Ueber Thermen.
Jacob von Falke: Das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie.
Franz Pulszky: Die Kunst in Ungarn.
Alois Hauser: Die Kunst in Dalmatien. (II.)
Karl Pulszky: Die kunsthistorische Bedeutung der ungarischen Landesgemäldegallerie.
Hans Semper: Ueber ältere tirolische Kunst.
Camillo Sitte: Stand der kirchlichen Kunst in Oesterreich.
Georg Niemann: Neuere österreichische Forschungen in Kleinasien auf dem Gebiete der Archäologie.
Joseph Jireček: Die Entwickelung der slavischen Literatur seit Maria Theresia. IV.
Emil Kuh: Grillparzer in Deutschland.
Moritz Jókai: Culturbilder aus Ungarn.
Peter Rosegger: Volksthümliches aus der Steiermark.
Alois Brandl: Reiseberichte eines Engländers vom Jahre 1800 aus dem nördlichen Böhmen.
Karl Keleti: Die wirthschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. III.
Gustav Meyer: Die Albanesen. II.

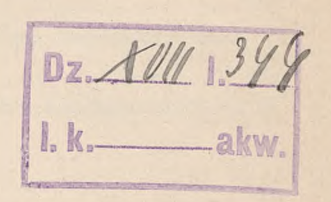


Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1886.

Neuntes Heft.

(December.)



Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel:

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

Rothenthurmstraße 15.

Inhalt.

Seite

Die Czernowitzer Ausstellung von 1886. Mit besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Bukowina. Von Reg.-Rath Prof. Dr. **Friedrich Kleinwächter** 5

Versuch einer rationellen Begründung der Ethik. Vom k. k. Linienschiffsarzte Dr. **Adolph Lederer** 19

Das Berg- und Hüttenwesen Oesterreich-Ungarns. Von Bergwerksdirector **Raphael Hofmann** 40

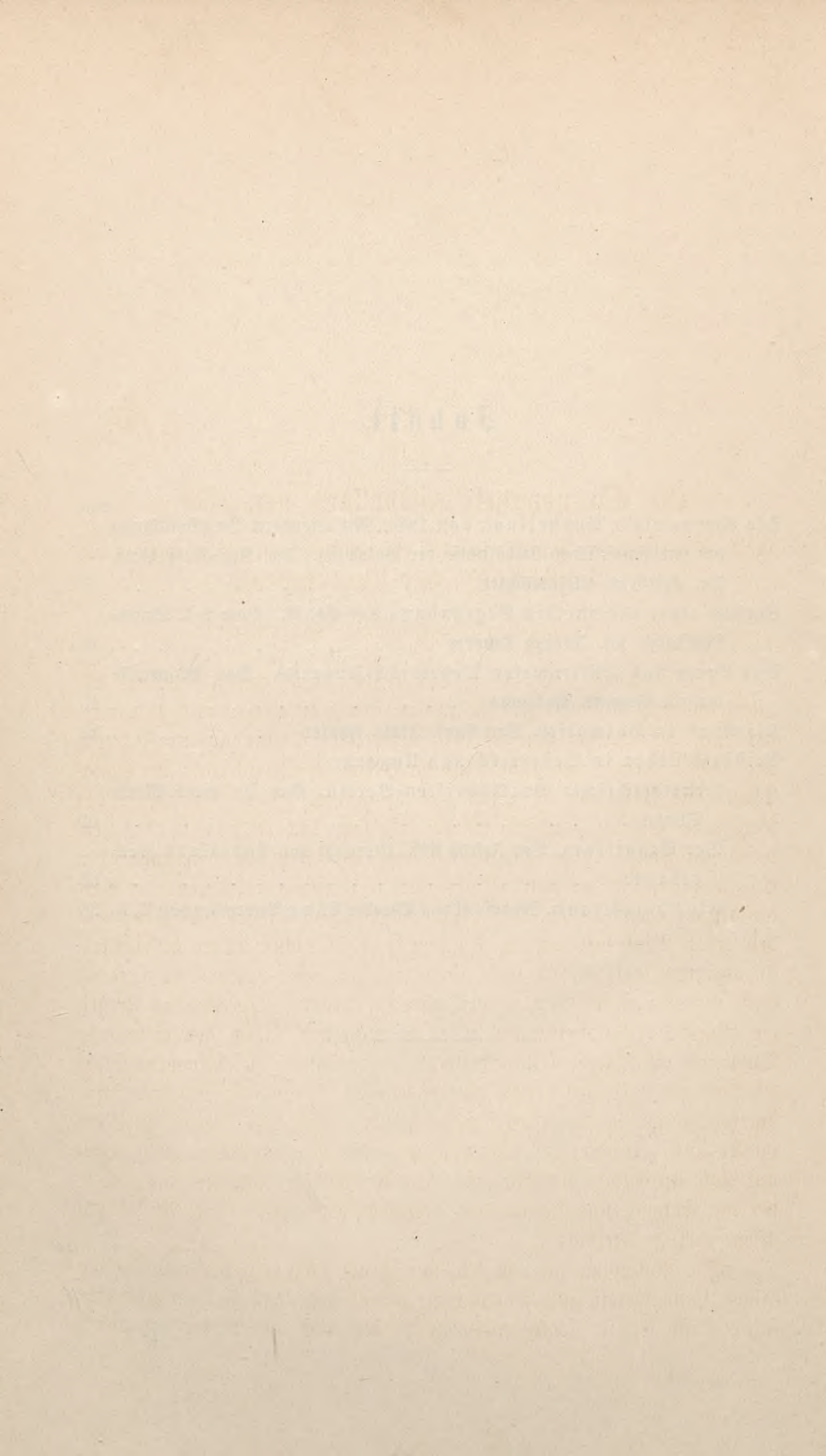
Die Kunst in Dalmatien. Von Prof. **Alois Hauser** 52

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn:

Oesterreichischer Volksschriften-Verein. Von Dr. Hans Maria Truxa 61

Der Brautkranz. Von Joseph Kiß. Uebersetzt von Ladislaus Neugebauer 63

Ein Königstraum. Schauspiel von Theodor Löwe. Besprochen von E. K. 36



Die Czernowitzer Ausstellung von 1886.

Mit besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Bukowina.

Von Reg.-Rath Prof. Dr. Friedrich Kleinwächter.

Die Bukowina gehört zu den kleinen und armen Ländern der österreichischen Kaiserkrone, sie umfaßt nur 10.451 Quadratkilometer und ihre Bevölkerung von 571.671 Seelen (nach der letzten Zählung von 1880) beträgt wenig mehr als die Hälfte der Bevölkerung der Stadt Wien. Die Bukowina ist ferner ein sogenanntes „junges“ Land, sie hat keine alte Cultur, sondern wurde erst vor 111 Jahren (1775) dem österreichischen Scepter unterworfen und damit erst der westeuropäischen Cultur zugänglich gemacht. Unter solchen Umständen erscheint die Veranstaltung einer landwirthschaftlich-gewerblichen Landesausstellung auf den ersten Blick fast als ein Wagniß, und Mancher dürfte geneigt sein anzunehmen, daß es sich nicht verlohne, von einer solchen Ausstellung auch nur Act zu nehmen. Indeß wäre ein derartig absprechendes Urtheil ein voreiliges. Ausstellungen haben ja nicht den Zweck, dem erstaunten Publicum die seltensten Wunderwerke vorzuführen, sie sollen vielmehr lediglich ein Bild geben von dem jeweiligen Stande der einzelnen Productionszweige in dem betreffenden Lande, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist jede Landes- oder Regionalausstellung nicht nur voll berechtigt, sondern von hervorragendem Interesse für Jeden, der die Entwickelungsstadien der verschiedenen Länder und Völker mit offenem Auge verfolgt.

Die Bukowina ist, wie erwähnt, heute noch ein verhältnißmäßig armes Land; damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß sie ein unwirthliches Land sei, sie gehört vielmehr zu den von der Natur gesegneten

Ländern, deren Schätze jedoch wegen der geringen Dichte der Bevölkerung und der mangelnden sogenannten Capitalskraft bisher noch nicht in genügendem Maße ausgebeutet werden konnten.*) Der fast noch jungfräuliche Boden ist überaus fruchtbar und durchgehends Nutzland; nur 5 Procent der Gesammtarea des Landes — ein verschwindend kleiner Bruchtheil! — sind unproductiv; 95 Procent der Gesammtfläche sind theils Wald (circa 45 Procent der Gesammtarea), theils Aecker, Gärten, Wiesen und Hutweiden (rund 50 Procent der Gesammtarea des Landes).

Das Hauptproduct des Ackerbaues, und zwar des eigentlichen Körnerbaues, ist der Mais mit einer Jahresproduction von 987.511 Metercentnern oder 17·6 Procent des gesammten in Oesterreich gewonnenen Maisquantums (im Durchschnitt der fünf Jahre von 1877 bis 1881); er bildet bekanntlich das Hauptnahrungsmittel der Bukowinaer Landbevölkerung. Ihm zunächst folgt:

Hafer mit	531.216	Metercentnern.
Gerste mit	358.556	"
Roggen und Spelz mit .	265.706	"
Weizen mit	166.952	"

Sehr bedeutend ist endlich die Kartoffelproduction mit 1,397.800 Metercentnern.

Von großer Bedeutung für das Land ist auch die Viehzucht. Es betrug nach der Zählung vom 31. December 1880 die Zahl der Thiere in der Bukowina:

Rinder . .	268.389	Stück oder	3·1 Procent	der Anzahl der betreffenden Thiere in Oesterreich.
Schafe . .	156.945	" "	4·1 "	
Schweine .	127.034	" "	4·7 "	
Pferde . .	52.715	" "	3·6 "	
Ziegen . .	7.207	" "	0·7 "	

Im Allgemeinen steht jedoch die Landwirthschaft in der Bukowina, dem geringen Bildungsgrade der dortigen Landbevölkerung entsprechend,

---

*) Ich entnehme die nachfolgenden Daten einem in dem „Jahresberichte pro 1885—86 der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz" (Czernowitz 1886) veröffentlichten Aufsatze: „Die gewerblichen Zustände in der Bukowina und der gewerbliche Unterricht" von Professor Karl A. Romstorfer, ferner dem ausgezeichneten, bisher (November 1886) noch nicht erschienenen Werke: „Vergleichende graphische Statistik in ihrer Anwendung auf das Herzogthum Bukowina und das österreichische Staatsgebiet" (Wien, Wilhelm Frick) von Professor Romstorfer und Handelskammersecretär Dr. Hubert Wiglitzky in Czernowitz, dessen Aushängebogen mir von den beiden Herren Verfassern für den vorliegenden Zweck in freundlichster Weise zur Disposition gestellt wurden.

gegenüber den anderen Ländern Oesterreichs noch auf einer verhältnißmäßig niedrigen Entwickelungsstufe. Während nämlich der katastralmäßig ermittelte Reinertrag pro Hektar im Durchschnitt für Oesterreich 3 fl. 36 kr. beträgt, und in Mähren — das allerdings die oberste Stufe einnimmt — bis auf 6 fl. 53 kr. steigt, beziffert sich derselbe für die Bukowina nur mit 1 fl. 20 kr. Andererseits muß aber stets berücksichtigt werden, daß die Bukowina, wie bereits erwähnt wurde, ein sogenanntes „junges" Land ist, daß sie zur Zeit ihrer Einverleibung in das österreichische Staatsgebiet mit ihrer damaligen Bevölkerung von nur 75.000 Seelen nicht viel mehr war als eine menschenleere Wildniß und müssen demgemäß die Fortschritte, die das kleine Ländchen in den letzten 100 Jahren gemacht hat, relativ sehr bedeutend genannt werden. Zur Zeit der Occupirung bestellten Grundherr und Bauer ihr Maisfeld nur so weit dies der eigene Bedarf erforderte und bauten außerdem so viel Flachs und Hanf, als sie zur Anfertigung ihrer primitiven Kleidung benöthigten. Von der Obstbaum- und Bienenzucht waren kaum die rohesten Anfänge vorhanden. Erst die deutschen und ungarischen Colonisten führten den Roggen-, Weizen- und Gersten-, später auch den Kartoffelbau ein, während die Lippowaner den Flachsbau, die Obst- und Bienenzucht cultivirten. Eine wesentliche Förderung erhielt die Landwirthschaft durch die 1786 erfolgte Uebernahme der Religionsfondgüter in die staatliche Verwaltung und die aus diesem Anlasse erfolgte Errichtung von Cameralwirthschaftsämtern. Diese letzteren zeigten der Bevölkerung, wie der fruchtbare Boden des Landes zu benutzen sei und fanden bald Nachahmer in den größeren Grundbesitzern.

Von der Viehzucht gilt begreiflicherweise dasselbe, auch sie hat sehr bedeutende Fortschritte aufzuweisen; dies gilt namentlich von der Rinder- und der Pferdezucht. Das bekannte weiße oder graue Rind der südrussischen Steppe, das auch in der Bukowina heimisch war, tritt allerorts gegenüber edleren Rinderracen mehr und mehr zurück. Die Pferdezucht ihrerseits nahm nach der im Jahre 1792 erfolgten Gründung des Radautzer Staatsgestüts einen wesentlichen Aufschwung; sie wird heute insbesondere von den deutschen Colonisten der Radautzer Gegend sehr emsig gepflegt und war auf der Czernowitzer Ausstellung vom September 1886 durch prachtvolle Thiere aus bäuerlicher Zucht quantitativ wie qualitativ gleich ausgezeichnet vertreten.

Die bedeutendste Rolle im Haushalte der Bukowina fällt dem Walde zu. Der Wald bedeckt 4742 Quadratkilometer der Bukowina, d. i. — wie bereits erwähnt — ungefähr 45 Procent oder nahezu die

Hälfte des ganzen Ländchens. Hiervon entfallen 1084 Quadratkilometer auf Hochwald mit Laubholz, 3516 Quadratkilometer auf Hochwald mit Nadelholz, und 142 Quadratkilometer auf Mittel- und Niederwald. Unter den Laubhölzern herrscht die Buche vor, daneben treten Ahorn, Linden und Erlen auf, während die Eiche leider schon selten geworden ist; von den Nadelhölzern kommt im mittleren Gebirge die Tanne, im höheren die Fichte vor. Der durchschnittliche Jahreszuwachs an Holz in der Bukowina wird auf 1,719.000 Kubikmeter berechnet (d. i. 6·26 Procent von dem jährlichen Gesammtzuwachs an Holz in Oesterreich), wozu noch 2000 Kubikmeter Ertrag aus beholzten Weideflächen kommen. Demnach entfällt pro Hektar Wald und Jahr in der Bukowina ein Zuwachs von 3·63 Kubikmetern, während der Durchschnittszuwachs für sämmtliche Waldungen Oesterreichs rund blos 3 Kubikmeter beträgt. Von der Holzproduction der Bukowina entfallen 60 Procent auf Bau- und Werkholz und nur 40 Procent auf Brennholz, so daß nach dieser Richtung hin die Bukowina gegenüber den übrigen Kronländern, in denen 92 Procent des erzeugten Holzes als Brennmaterial dienen, das günstigste Verhältniß aufweist. Indeß ist die Ausbeute der Bukowinaer Waldungen mangels genügender Communicationsmittel heute noch eine unvollkommene, und kommen in der Gegend von Kimpolung noch thatsächliche Urwälder vor. Erst durch die Herstellung der gegenwärtig im Bau begriffenen 147 Kilometer langen Localbahnen werden die bedeutenden Holzvorräthe des Landes der Industrie erschlossen werden. Als ein wahres Glück für den Waldbestand der Bukowina muß es bezeichnet werden, daß von der ganzen Waldfläche des Landes per 474.181 Hektar nahezu die Hälfte, nämlich 230.552 Hektar, sich in den Händen des Staates (davon 230.217 Hektar im Besitze des vom Staate verwalteten griechisch-orientalischen Religionsfonds) befindet, während 182.252 Hektar Wald im Privatbesitze stehen und 61.377 Hektar Gemeindewaldungen sind. Würde der ungefähr 4½ Quadratmeilen umfassende, vorwiegend aus Wald bestehende Privatbesitz des Herrenhausmitgliedes Baron Wassilko-Serecki — was gegenwärtig im Zuge ist — in ein Familien-Fideicommiß umgewandelt (die Bukowina besitzt bisher noch kein Fideicommiß), so würde damit die dauernde Erhaltung eines ferneren riesigen Waldcomplexes für die Zukunft dem Lande gesichert.

Viel weniger Günstiges ist über die mineralische Production des Landes zu sagen. Die Bukowina ist nicht arm an mineralischen Schätzen des Bodens, aber das wesentlichste Mineralproduct, das bewegende und treibende Element, die „schwarzen Diamanten", die fehlen leider und

die nächste gegenwärtig bekannte Bezugsquelle, das Ostrauer Becken, ist weit entfernt und demgemäß ist die Kohle theuer. Etwas Kohle findet sich zwar im Lande, und zwar bei Karapcziu am Czeremosz, aber die Flötze sind nicht mächtig genug, daß sich ein regelrechter Abbau lohnen würde, und unter dem Kohlenmangel leidet selbstverständlich insbesondere der Eisenbergbau, der seinerzeit bei Jakobeny in Angriff genommen wurde, aber heute bei Holzfeuerung in Folge der gestiegenen Holzpreise nicht mehr möglich ist. Die zwei oder drei Eisenwerke des griechisch-orientalischen Religionsfonds, die im Betriebe erhalten wurden, um die Arbeiter nicht geradezu dem Hunger preiszugeben, beschränken sich vorwiegend darauf, unbrauchbare Schienen der Lemberg-Czernowitzer Eisenbahn und sonstiges Brucheisen umzuarbeiten. Und wenn es dem dermaligen Leiter dieser Werke, dem k. k. Bergrath Groß in Jakobeny in den letzten drei oder vier Jahren gelungen ist, diesen Anlagen neues Leben einzuhauchen und den Producten derselben (Hacken, Schaufeln, gegossene und geschmiedete Gitter, Kochkessel, Gartenmöbel, Gewichte u. dgl.) einen Absatzmarkt, und zwar zu lohnenden Preisen neu zu erobern, so hat der unermüdlich strebsame Mann geradezu Uebermenschliches zu Stande gebracht. Aehnlich verhält sich's mit dem Kupfer. Kupfererze finden sich bei Požoritta, und zwar gleichfalls im Besitze des griechisch-orientalischen Religionsfonds, allein die Kupferproduction ist gegewärtig eine unbedeutende. Gold und Silber kommen gleichfalls im Lande vor; ersteres führt die „goldene Bistritza“ mit sich, letzteres findet sich in dem silberhaltigen Bleiglanz bei Kirlibaba, nahe der siebenbürgischen Grenze, die Gewinnung beider Metalle würde sich jedoch nicht lohnen.

In nennenswerthen Quantitäten werden gegenwärtig nur zwei nutzbare Mineralien in der Bukowina gewonnen, Braunstein und Salz. Der erstere findet sich in vortrefflicher Qualität und in unerschöpflicher Menge bei Jakobeny, wo er im Tagbau gebrochen wird. Das einzige veritable und in regelrechtem Betriebe stehende Bergwerk in der Bukowina ist das Salzbergwerk in Kaczyka, das riesige Steinsalzlager birgt. Wie gering jedoch die gesammte Montanindustrie des Landes ist, ergiebt sich aus der Thatsache, daß sie in Summa nicht mehr als rund 250 Arbeiter beschäftigt.

An sonstigen nutzbaren Mineralien, d. h. an solchen, die nicht bergmännisch gewonnen werden, wie Kalk, Bausteine, Kies zur Glaserzeugung, Töpferthon u. dgl. ist kein Mangel, die Gewinnung überschreitet jedoch nicht die Grenzen des eigenen Bedarfes. Petroleum ist

im Lande vorhanden und eine Actiengesellschaft, die in den letzten Jahren sich gebildet hat, läßt Bohrversuche anstellen, die Ausbeute war jedoch bisher noch keine lohnende. Mineralquellen kommen gleichfalls im Lande vor, und zwar Salzquellen in der Gegend von Kaczyka und Solka, Schwefelquellen, die in der denkbar primitivsten Weise benutzt werden, in Jakobeny, endlich vortreffliche Eisenwässer und Säuerlinge in und um Dornawatra. Der letztgenannte Ort hat eine Zukunft. Der griechisch-orientalische Religionsfond, dem die wesentlichsten der dortigen Heilquellen gehören, hat in den letzten Jahren daselbst ein Curhaus errichten, Gartenanlagen herstellen lassen, kurz läßt sich's angelegen sein, Dornawatra zu einem hübschen Curort umzugestalten und wenn demnächst die Eisenbahn bis Kimpolung in Betrieb gesetzt sein wird, dürfte sich die Curfrequenz des Ortes, der schon gegenwärtig von nicht wenigen Hülfsbedürftigen aufgesucht wird, namhaft steigern.

Was im Vorstehenden über die Mineralproduction gesagt wurde, gilt mutatis mutandis auch für die Industrie der Bukowina; der Mangel an Kohle läßt eine eigentliche Großindustrie schwer aufkommen. Die gesammte landwirthschaftliche Industrie beschränkt sich auf 43 Branntweinbrennereien, die von einzelnen Großgrundbesitzern betrieben werden. Die Bierbrauerei wird nicht als landwirthschaftliches Nebengewerbe, sondern als städtische Industrie betrieben und bestehen acht derartige Etablissements im Lande, deren Product ein gutes, theilweise sogar ein vorzügliches ist. Die größte gewerbliche Unternehmung in der Bukowina ist die „Actiengesellschaft für Holzgewinnung und Dampfsägenbetrieb", die das Holz in den galizischen und Bukowinaer Karpathen aufkauft, herunterflößt und in ihren diversen Sägewerken — die Gesellschaft besitzt speciell in Czernowitz eine großartig angelegte, vortrefflich eingerichtete und geleitete Dampfsäge — zu Brettern und Bohlen schneiden läßt, um dieselben sodann vorwiegend über das Schwarze Meer nach Egypten, Frankreich, England zu exportiren. Die sonstigen „Großindustrien" der Bukowina lassen sich im strengsten Sinne des Wortes „an den Fingern herzählen"; es bestehen nämlich außer der genannten nur sechs Unternehmungen im Lande, von denen jede 50 oder etwas mehr Arbeiter beschäftigt. Was sonst an Industrien im Lande vorhanden ist, fällt in die Kategorie des mittleren oder des Kleinbetriebes, kleinere „Fabriken" oder sonstige kleinere Unternehmungen und eigentliches Handwerk. Ueberdies sind eine ganze Reihe von Industrien bisher in der Bukowina noch gar nicht vertreten, wie beispielsweise die Erzeugung von raffinirtem Eisen und Stahl, von Draht und Blech, Drahtstiften,

Eisengeschirr, eisernen Cassen und Möbeln, Blei- und Zinkwaaren, Porzellan, Zündhölzchen, Kautschukwaaren, Ledertuch, Seidenwaaren, Galanteriewaaren, Zucker, Essig, Stärke, Parfümerien ꝛc. ꝛc.

Andererseits ist die Hausindustrie der bäuerlichen Bevölkerung nicht ohne Belang und erfreulicherweise darf man sagen, daß die Bukowinaer Hausindustrie noch eine gesunde ist. Der bleiche, halb verhungerte oder gar verkrüppelte Weber, Nagelschmied, Strohflechter, Glasschleifer u. dgl., der mit Zuhülfenahme seiner Frau und seiner Kinder vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht in seinem Häuschen draußen auf dem Dorfe unermüdlich thätig ist und der nur nebenbei ein kleines Gärtchen oder eine Feldparcelle nothdürftig bestellt, der ist — Gott sei Dank! — in der Bukowina bisher noch eine unbekannte Erscheinung. Die Bukowinaer Bäuerin spinnt, webt, schneidert und stickt, sie erzeugt Leinwand, Teppiche und grobes Tuch und verfertigt die Kleider für die ganze Familie und der Bauer schnitzt und hämmert, aber — und das ist die Hauptsache — die Leute produciren in erster Reihe für den eigenen Bedarf und wenn sie einen Theil ihrer überschüssigen Producte verkaufen wollen, so begeben sie sich mit denselben selbst in die nächste Stadt und verkaufen ihre Waare auf dem offenen Markte oder sie gehen damit von Haus zu Haus. Sie verkaufen aber nicht an den professionellen Händler und haben auf diese Weise ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu behaupten verstanden. Sie verkaufen direct an den Consumenten und weil sie dies thun, wissen sie, wie viel sie verkaufen können und kommen nicht leicht in die Lage, zu viel zu produciren und zu niedrigen Preisen verkaufen zu müssen. Sie verkaufen direct an den Consumenten und weil sie dies thun, erhalten sie sich die Kenntniß der Absatzquellen und kommen nicht leicht in die Lage, sich vom Händler — als dem einzigen ihnen bekannten Abnehmer ihrer Producte — die Preise für ihre Waare dictiren lassen zu müssen.

Angesichts dieser noch ziemlich primitiven industriellen Verhältnisse des Landes ist es wohl kein Wunder, wenn selbst in Czernowitz Stimmen laut wurden, welche die Veranstaltung einer gewerblichen Ausstellung als ein gewagtes Experiment bezeichneten und vor demselben warnten. Der Erfolg hat diese Propheten erfreulicherweise Lügen gestraft; die Ausstellung wurde von der überwiegenden Anzahl ihrer Besucher als eine außerordentlich gelungene bezeichnet und das äußere Arrangement ließ in der That nichts zu wünschen übrig. Der Ausstellungsplatz — ein ziemlich regelmäßiges, großes, an den Czernowitzer

Volksgarten anstoßendes Rechteck — mit seinen breiten, rechtwinkelig sich schneidenden Straßen, den zierlichen bunt beflaggten Pavillons und den geschmackvollen Gartenanlagen dazwischen, bot ein geradezu prächtiges Bild. Der unermüdliche Generalsecretär der Ausstellung, Landesrath Zachar, die Professoren Romstorfer und Kolbenheyer von der Czernowitzer Staatsgewerbeschule als Erbauer der meisten Ausstellungsgebäude und der Universitätsgärtner Carl Bauer, ein Gartenkünstler in des Wortes bester Bedeutung, hatten ihr bestes Können aufgeboten und auf der sonst öden Hutweide eine kleine reizende Stadt hervorgezaubert, die während ihres sechswöchentlichen Bestandes der Sammelplatz von „ganz Czernowitz" und vielen fremden Besuchern war.

Der innere oder — wenn der Ausdruck gestattet ist — „wissenschaftliche" Werth der Ausstellung entsprach allerdings der glänzenden äußeren Erscheinung nicht vollständig, jedoch aus Gründen, für die weder die Ausstellungscommission noch die einzelnen Aussteller verantwortlich gemacht werden können. In der ersten Hälfte des Jahres 1884 beschloß nämlich der Ausschuß des „Vereines für Landescultur im Herzogthume Bukowina", im Herbste 1885 eine land- und forstwirthschaftliche Landesausstellung in Czernowitz zu veranstalten, da seit dem Jahre 1870 keine derartige Ausstellung in der Bukowina in Scene gesetzt worden war. Sofort nach dem Bekanntwerden dieses Beschlusses regte der Schreiber dieser Zeilen im Czernowitzer Gewerbevereine „Eintracht" den Gedanken an, mit der landwirthschaftlichen eine gewerbliche Ausstellung zu verbinden, um den Gewerbetreibenden der Stadt und des Landes Gelegenheit zu bieten, mit ihren Erzeugnissen vor die Oeffentlichkeit zu treten und auf diese Weise das speciell im Czernowitzer Publicum leider ziemlich allgemein herrschende Vorurtheil zu brechen, daß der Czernowitzer Handwerker nichts verstehe und daß man gute Waare nur aus den westlichen Provinzen des Reiches beziehen könne.

Dieser Gedanke, der lediglich auf die Veranstaltung einer gewerblichen Landesausstellung abzielte, fand begreiflicherweise im Schoße des Ausschusses des Gewerbevereines eine günstige Aufnahme und ebenso erklärte sich der „Verein für Landescultur" sofort bereit, das Programm der geplanten Ausstellung in dem angedeuteten Sinne zu erweitern. Der Gewerbeverein richtete in Folge dessen ein Gesuch an das Handelsministerium um die Bewilligung einer Subvention zu diesem Zwecke. Dieses Gesuch wurde vom Handelsministerium an das Präsidium der (damals aufgelösten) Bukowinaer Handels- und Gewerbekammer zur Begutachtung geleitet. Die Kammer huldigte jedoch der Anschauung,

daß die gewerbliche Ausstellung in erster Reihe den Zweck haben solle, dem Bukowinaer Gewerbestande mustergültige Industrieerzeugnisse der vorgeschritteneren Länder vorzuführen und gab dieser Anschauung in seinem an das Handelsministerium gerichteten Gutachten Ausdruck. Das Handelsministerium acceptirte diesen Gedanken, d. h. es bewilligte eine Subvention, aber nur unter der Bedingung, wenn auch die gewerblichen Erzeugnisse anderer Länder auf der geplanten Czernowitzer Ausstellung zugelassen würden. Und gerade dieser Gedanke — der ja auch seine Berechtigung hat und unzweifelhaft den besten Intentionen entsprang — erwies sich als ein der Ausstellung abträglicher.

Der hervorstechendste Charakterzug des Bukowiners ist nämlich die Bescheidenheit oder, wenn man will, der Mangel an Selbstvertrauen. Der richtige Bukowiner betrachtet jeden Fremden als eine Art höheren Wesens, dem gegenüber er selbst gar nichts bedeutet; er liebt seine Heimath, aber trotzdem hält er die Bukowina für das unbedeutendste Land, Czernowitz für die unbedeutendste Stadt des Erdkreises. In Folge dessen wirkte die ministerielle Bestimmung, daß auch die Aussteller anderer Länder in Czernowitz zugelassen werden sollen, auf den Bukowinaer Gewerbestand äußerst deprimirend. Die Czernowitzer Handwerker — und die gesammte Bukowinaer Industrie ist ja nach den im Eingange vorausgesandten Bemerkungen nicht viel mehr als „Handwerk" — sollten zum ersten Male eine gewerbliche Ausstellung beschicken (die land- und forstwirthschaftliche Ausstellung vom Jahre 1870 war überhaupt die erste Ausstellung in der Bukowina und beschränkte sich ausschließlich auf die Erzeugnisse der Land- und Forstwirthschaft) und es kostete keine geringe Mühe, ihre Scheu und Schüchternheit zu bekämpfen und sie zur Betheiligung an der Ausstellung zu bewegen. Als es aber bekannt wurde, daß auch fremde Aussteller kommen würden, konnte man in den Kreisen der Czernowitzer Gewerbetreibenden ganz allgemein die Aeußerung hören: „Unter solchen Umständen werde ich mich nicht an der Ausstellung betheiligen, wozu soll ich meine Erzeugnisse durch die Fremden in Schatten stellen lassen?" Und nur der unermüdlichen Thätigkeit einzelner Mitglieder der Ausstellungscommission ist es zu danken, daß schließlich doch die Czernowitzer Gewerbetreibenden von der Czernowitzer Ausstellung nicht ganz ausblieben.

Hierzu kam noch ein anderer Umstand. Die Ausstellung war ursprünglich für den September 1885 geplant, die Verhandlungen mit den beiden betreffenden Ministerien (Handel und Ackerbau) wegen der Bewilligung der Subventionen zogen sich jedoch in die Länge, und in

Folge dessen mußte die Ausstellung auf das Jahr 1886 verschoben werden. In die Zwischenzeit fiel jedoch der Abbruch der Handelsbeziehungen zu Rumänien und der österreichisch-rumänische Zollkrieg und dies blieb nicht ohne nachtheilige Folgen für die Czernowitzer Ausstellung. Die ersten Wiener Firmen, die Stramitzer, Hieß, Lobmayer, Bollart, Philipp Haas und wie sie Alle heißen, die anfänglich speciell im Hinblicke auf den rumänischen Markt die Geneigtheit und die Absicht ausgesprochen hatten, die Czernowitzer Ausstellung in der reichhaltigsten Weise zu beschicken, erklärten, daß sie angesichts der Sperrung der rumänischen Grenze nicht in der Lage seien, die namhaften finanziellen Opfer zu bringen, die ihnen aus der Beschickung der Czernowitzer Ausstellung erwachsen würden, und blieben demgemäß aus, und ihrem Beispiele folgten begreiflicherweise viele Andere. Und die weitere Folge hiervon war, daß die ursprüngliche Intention des Handelsministeriums — dem Bukowinaer Gewerbestande die besten Erzeugnisse anderer Länder vor Augen zu führen — unrealisirt blieb.

Unter solchen Umständen war die Czernowitzer Ausstellung vom September 1886, wie man zu sagen pflegt, „nicht Fleisch und nicht Fisch". Eine einfache Landesausstellung hätte sich allerdings weniger glänzend und weniger reichhaltig präsentirt, allein sie wäre belehrender gewesen, weil sie ein einheitliches Bild von dem wirthschaftlichen Können des Landes geboten hätte. So aber war die Ausstellung keine eigentliche Landesausstellung, weil ein guter Theil der heimischen Gewerbetreibenden — wie schon erwähnt — aus Scheu vor den „Fremden" sich fern gehalten hatte: sie war ferner keine specifisch österreichisch-ungarische Ausstellung, weil neben den österreichischen und ungarischen Ausstellern auch Ausländer (Engländer, Deutsche, Belgier ꝛc.) erschienen waren; sie war endlich keine richtige internationale oder Weltausstellung, weil andererseits die „Fremden", und zwar die Nichtbukowinaer Oesterreicher sowie die Ungarn und die Ausländer doch nur sehr vereinzelt gekommen waren.

Trotz alledem waren die Mühe und die Kosten, die aufgewendet wurden, um die Ausstellung in Scene zu setzen, nicht verschwendet und gebührt der letzteren ein ehrenvoller Platz in den Annalen des Landes. Und dies tritt deutlich hervor, wenn man die verschiedenen Gruppen ins Auge faßt, in welche die Ausstellung zerfiel.

Da ist zunächst die große Gruppe der Urproduction mit ihren Unterabtheilungen: Bergbau, Landwirthschaft, Viehzucht, Obstcultur und Forstwirthschaft. Sie wurde selbstverständlich durch die Verfügung des Handels-

ministeriums nicht berührt; sie blieb, was von Hause aus geplant war, eine eigentliche Landesausstellung und bot dem Fachmanne ein einheitliches und anschauliches Bild von dem Zustande der Urproduction der Bukowina und der hervorragenden Fruchtbarkeit und Bodenkraft des Landes. Von der Classe „Bergbau" ist allerdings, bei dem relativ geringen Reichthum des Landes an mineralischen Schätzen, wenig zu sagen. Um so vortheilhafter präsentirte sich die Landwirthschaft mit ihren prachtvollen Getreidesorten, Mais, Kartoffeln, Flachs ꝛc. Nicht minder günstig war — wie bereits an früherer Stelle angedeutet wurde — das Ergebniß der (temporären) Viehausstellungen: Rinder, Pferde, Schweine, Schafe ꝛc. Recht hübsch, wenn auch nicht groß, war die kleine Obst- und Gemüseausstellung, namentlich wenn man erwägt, daß beide Culturen noch verhältnißmäßig jung sind, und daß ein richtiger Absatzmarkt bei der geringen Kaufkraft des Publicums in der Bukowina noch fehlt. Geradezu imposant war die Ausstellung der forstwirthschaftlichen Producte, obenan selbstverständlich der Pavillon des griechisch-orientalischen Religionsfonds, des größten Grundbesitzers in der Bukowina, der von den 1,045.156 Hektaren, welche das ganze Land umfaßt, nicht weniger als 277.135 Hektar Grund, d. i. fast den dritten Theil der ganzen Bukowina sein Eigen nennt. Man sah da — und zwar ausgestellt vom Religionsfond, von der oben erwähnten „Actiengesellschaft für Holzgewinnung und Dampfsägebetrieb" und von privaten Forstbesitzern — die prachtvollsten Stämme, schlanke Masten, Schiffbauhölzer, Eisenbahnschwellen, Resonanz- und Claviaturhölzer, Bretter und Bohlen, Siebreife, Dachschindeln, Zündhölzchendraht von drei Meter Länge ꝛc. ꝛc., die ihres Gleichen suchen.

Die zweite Gruppe, die von der öfter gedachten Verfügung des Handelsministeriums gleichfalls unberührt blieb und demgemäß einen einheitlichen Charakter aufwies, war die der Bukowinaer Hausindustrie. Der reizende Pavillon, der die Erzeugnisse der letzteren barg, war der besuchteste Punkt der ganzen Ausstellung und thatsächlich auch die Perle derselben. Es wurde bereits oben erwähnt, daß die Bukowina eine ganz respectable Hausindustrie besitzt, welche bereits zu wiederholten Malen, speciell auch auf der Wiener Weltausstellung von 1873 die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise auf sich gelenkt hat. Diesmal hatte sich die Ausstellungscommission an die Bezirkshauptmannschaften des Landes gewendet und der bereitwilligen Intervention der letzteren ist es zu danken, daß die Erzeugnisse der Bukowinaer Hausindustrie, und zwar namentlich der Textilindustrie, in einer Reichhaltigkeit und

Vollständigkeit aus allen Theilen des Landes zusammengebracht wurden, wie noch nie zuvor. Die Producte der Bukowinaer Hausindustrie zeichnen sich durch einen echt künstlerischen Styl und Geschmack aus, und dieser wieder ist seinerseits auf zwei bedeutsame Ausgangspunkte zurückzuführen, auf den Orient und auf Rom.

Der orientalische Einfluß manifestirt sich namentlich auf dem Gebiete der Textilindustrie. Die sogenannten „moldauischen" Teppiche werden in der Bukowina fast in jedem Bauerngehöfte erzeugt und zeichnen sich — namentlich die älteren — durch große Dauerhaftigkeit, Schönheit der Farben und originelle, stylgerechte Muster aus, die sich seit undenklichen Zeiten in der Familie von der Mutter auf die Tochter vererben. Die immer weiter vordringende Cultur macht sich leider auch bei dieser volksthümlichen Industrie zuweilen schon bemerkbar, und fanden sich demgemäß auch auf der Czernowitzer Ausstellung einzelne Teppiche mit eingewebten Thieren oder den bekannten riesengroßen Blumen, wie sie der verwilderten Geschmacksrichtung etwa der Vierzigerjahre entsprachen. Glücklicherweise bilden diese Geschmacksverirrungen nur die Minderzahl und hält die große Mehrzahl der bäuerlichen Teppichwebereien an den althergebrachten stylgerechten Mustern fest. Die Wahl der Muster, sowie die Zusammenstellung der Farben zeigt sogar in der letzten Zeit einen entschiedenen Fortschritt zum Besseren, weil einzelne Frauen aus den Kreisen des Großgrundbesitzes in richtiger Erkenntniß ihrer socialen Stellung bestrebt sind, diese Zweige der hausindustriellen Thätigkeit zu heben und den Bäuerinnen gute Vorlagen zukommen zu lassen.

Nicht minder anziehend sind die — gleichfalls von der Bäuerin selbst hergestellten — Bestandtheile der weiblichen Toilette, die Hemden, die Kopftücher, die sogenannten Katrinzas und die Gürtel. Die Bukowinaer Bäuerinnen tragen nämlich Hemden mit langen Aermeln und diese letzteren sind der Stolz ihrer Besitzerin, denn sie sind, bald nur an der Achsel epaulettenartig, bald von der Achsel bis hinunter zum Handgelenk mit farbiger Wolle, mitunter auch mit Gold- und Silberfäden und -Flitter kunstreich gestickt. Die Stickereien selbst sind, und zwar sowohl was das Stickmuster, als was die Farben betrifft, von Ort zu Ort verschieden und die ausgestellte, das ganze Ländchen umfassende Collection gewährte ein überaus anziehendes Bild dieses urwüchsigen nationalen Kunstgewerbes. Die Kopftücher sind lange weiße Baumwollhandtücher, die mitunter turbanartig um den Kopf geschlungen werden. Auch sie sind von Ort zu Ort verschieden, und zwar liegt das

unterscheidende Merkmal hier in der breiten Bordure, die bald mehr, bald weniger kunstreich, bald nur weiß, bald in Farben gewebt, mitunter auch mit Gold- oder Silberflitter gestickt ist. Diese Kopftücher, namentlich die mit farbiger oder gestickter Bordure, finden gegenwärtig bei den Czernowitzer Damen als elegante Schürzchen vielfache Verwendung. Die sogenannte Katrinza ist ein schwarzbraunes, mit einer eingewebten farbigen Bordure versehenes, großes viereckiges Stück Wollzeug, das um den Leib gelegt und um die Taille mittelst eines farbigen gewebten Gürtels zusammengehalten wird und die Stelle des Rockes vertritt. In der Ausstellung waren ein Paar derartiger, etwas feiner ausgeführter, mit Gold- und Silberfäden durchwirkter Stücke als Fenstergardinen verwendet, die sich prächtig ausnahmen und den modernen dunklen, sogenannten Turkestangardinen in nichts nachstanden. Eine ganz originelle Verwendung haben die eben erwähnten gewebten Gürtel auf der Czernowitzer Ausstellung gefunden. Eine der Bukowinaer adeligen Damen verfiel nämlich auf den prächtigen Gedanken, diese Gürtel, die außerordentlich fest und dauerhaft sind und auf beiden Seiten verschiedene Muster tragen, als — Möbelstoffe zu verwenden. Dadurch, daß nach Breite, Farbe und Zeichnung verschiedene Gürtel zusammengenäht und die Nähte jedesmal durch eine ganz schmale unaufdringliche Goldborde verdeckt wurden, wußte die Dame die verschiedenartigsten und reizendsten Farbeneffecte zu erzielen, so daß die von ihr ausgestellten Möbel — ein Sopha und diverse Stühle — zu den am meisten bewunderten Stücken der Ausstellung gehörten.

Ist der orientalische Einfluß auf die Textilindustrie der Bukowinaer Landbevölkerung unverkennbar, so weist die keramische Industrie derselben ebenso unzweifelhaft auf ihren altrömischen Ursprung hin. Die ganz ordinären Thongeschirre, wie die verschiedenen Töpfe, Krüge, Vasen ꝛc., die von den Bauern theils für den eigenen Bedarf, theils zum Verkaufe angefertigt werden, überraschen speciell den Fremden durch ihre edlen, an die etruskischen gemahnenden Formen. Leider waren diese Artikel, sowie die von den Bukowinaer Bauern erzeugten Holzwaaren (Schüsseln, Kannen, Tabakpfeifen, Ochsenjoche ꝛc.) auf der Ausstellung nur in geringer Zahl vertreten.

Diejenige Gruppe der Czernowitzer Ausstellung endlich, welche am wenigsten ein einheitliches Gepräge aufwies, war — wie schon erwähnt — die der gewerblichen Erzeugnisse. Indeß wird man gut thun, auch hier wieder, und zwar zwischen der heimischen und den fremden Erzeugnissen zu unterscheiden.

Die heimischen Gewerbetreibenden, speciell die Handwerker, waren auf der Czernowitzer Ausstellung aus den oben angeführten Gründen in sehr ungenügender Zahl vertreten, allein qualitativ haben sie sehr Tüchtiges geleistet und haben bewiesen, was nach der ursprünglichen Intention des Czernowitzer Gewerbevereines durch die Ausstellung bewiesen werden sollte, daß nämlich der Bukowinaer und speciell der Czernowitzer Gewerbestand nach mehr als einer Richtung hin mit den Gewerbetreibenden des Westens unbedingt concurriren kann. Die Erzeugnisse der Redinger'schen Maschinenfabrik in Czernowitz, die der Morbitzer'schen Cementfabrik in Straža, die Erzeugnisse der Czernowitzer Schneider, Schuhmacher, Tischler, Schlosser, Faßbinder, Bürstenbinder, Glockengießer, Buchbinder rc. brauchen keine Concurrenz zu scheuen und können sich keck den Erzeugnissen der westlichen Provinzen zur Seite stellen.

Viel schwerer dagegen ist es, über die fremden Aussteller ein Urtheil zu fällen. Manche derselben hatten sehr schöne Artikel eingesandt, allein die Fremden waren so vereinzelt erschienen, daß es geradezu unmöglich ist, sie gruppenweise zusammenzufassen. Nur zwei Gruppen traten etwas deutlicher hervor. Einmal waren es die verschiedenen in- und ausländischen Fabriken landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe, die verhältnißmäßig zahlreich gekommen waren und gediegen ausgestellt hatten. Sodann waren es die Ungarn, die auf der Czernowitzer Ausstellung durch 75 Firmen (eine verhältnißmäßig hohe Zahl, denn die Gesammtzahl der gewerblichen Aussteller in Czernowitz betrug nur 563) vertreten waren. Allerdings kamen den Ungarn zwei zufällige Umstände zu statten: einmal die geographische Nähe, sodann daß die Budapester Ausstellung nur ein Jahr zuvor (1885) veranstaltet worden war, so daß ein guter Theil der ungarischen Aussteller sich darauf beschränken konnte, ihre Budapester Ausstellungsobjecte einfach nach Czernowitz zu senden. Diese 75 ungarischen Aussteller sind allerdings sehr weit davon entfernt, die gesammte ungarische Industrie zu repräsentiren, immerhin aber bewiesen sie, daß Ungarn auf das eifrigste und mit Erfolg bestrebt ist, auch auf industriellem Gebiete den Wettkampf mit den westlichen Ländern Europas aufzunehmen, und daß wir Oesterreicher alle Ursache haben, auf der Hut zu sein, um uns von unseren Brüdern jenseits der Leitha nicht überflügeln zu lassen.

Versuch einer rationellen Begründung der Ethik.

Vom k. k. Linienschiffsarzte Dr. Adolph Lederer.

Motto:
Neminem laede, sed omnes quantum potes juva!

Einleitendes.

Wir stehen vor dem Scheine eines flackernden Oellämpchens, wie solche schon vor tausend und aber tausend Jahren in die Furchen von Denkerstirnen spielende Schatten warfen — was sehen wir an diesem Scheine?

Nach der Chemie sehen wir Kohlenstoff und Wasserstoff, welche sich mit Sauerstoff verbinden; der Wasserstoff giebt vorwiegend Wärme bei der Oxydation und der Kohlenstoff wird bei diesem Proceß stark leuchtend. Die Physik giebt uns andere explicirtere Auskunft; nach ihr sind die Kohlenstoff- und Wasserstoffatome kleine Reservoirs von Spannkräften, welche bei der Oxydation in lebendige Kraft umgesetzt werden; die lebendige Kraft erzeugt Bewegung in den umgebenden Stoffen und dem Aether, die Bewegung pflanzt sich fort, bis sie die peripherischen Endigungen unserer Nerven trifft, und hier — an unserer Körperoberfläche als Wärme und in unserem Auge als Licht — unsere Nerven erregt; die Erregung oder der Reiz wird auf den Bahnen der Nerven zum Gehirn weiter geleitet. In unserem Gehirne — so lehrt uns weiter die Physiologie — giebt es graue empfindende Zellen, welche die in den Nerven fortgeleitete Erregung als Licht und als Wärme empfinden.

Nun lassen wir unsere Einbildungskraft capriciös sein; denken wir uns genau dasselbe Kohlenstoffatom, welches wir jetzt leuchten sehen, habe vor ein paar hundert Jahren in einer empfindenden Hirnzelle von einem unserer biederen Vorfahren gesessen, und ein Kohlenstoffatom, das heute in einer von unseren lichtempfindenden Hirnzellen constituirend

sitzt, habe damals in einem Kienspan diesem selben ehrlichen Vorfahr beim Nachtessen geleuchtet.

Die zwei gedachten Kohlenstoffatome haben demnach ihre Rollen vollkommen ausgetauscht. Das eine Atom ist ehedem ein großer Herr gewesen und kann jetzt nur mehr lebendige Kraft in Form von Licht und Wärme erzeugen; das andere ist vordem als armer Teufel im Kienspan verbrannt worden, aber es hat Carrière gemacht, es hat sich in Kohlensäure verflüchtigt und hat auf bessere Zeiten gewartet; lange hat es sich unter freiem Himmel herumgetrieben, bis es endlich in ein Wassertröpfchen nistete, das mußt' es mitnehmen zur Erde; auch da hat es nicht gut gethan, mit allerlei Erdenvolk hat es sich vertragen und zerschlagen, bis es endlich von einer sanften Wurzelzelle in ihr Haus aufgenommen wurde; da kam es in bessere Gesellschaft. Nach einigen leichten Rückfällen hat es sich endlich bis in ein menschliches Hirn aufgeschwungen, da spukt es jetzt mit anderem — ursprünglich auch ganz obscurem Volk und macht den großen Herrn. Da ist sein Kamerad Wasserstoff, der stupide Stickstoff, der anrüchige Schwefel, der mörderische Sauerstoff — dem Kerl ist die Hölle nicht heiß genug — der hinterlistige Phosphor und ein paar solcher Kumpane mehr — die machen die Empfindsamen, sie machen die Helden und Sittenrichter, ja die ganze Welt ist ihnen zu klein, und auf ein solch' armes objectives unorganisches Atombrüderchen schauen sie vornehm herab, das nehmen sie gar nicht mehr wahr, wenn es nicht all sein bischen Kraft entfaltet und ihnen zeigt, daß es doch auch etwas sei!

Wir sind — um kurz zu sein — noch immer viel zu sehr gewohnt, auch in wissenschaftlicher Hinsicht gewohnt, ein und dasselbe Atom gleichsam mit ganz anderen Augen anzusehen, so lange es nicht in organisirte Gebilde eingegangen ist, als nach diesem Eingehen zu organisirten lebendigen Organismen. So lange eine Atomgruppe nicht organisirt ist, wird ihr mit Wage und Maß an den Leib gegangen, da heißt es, sie kann nicht mehr leisten, als was ihr nach Größe und Gewicht beschieden ist; verstärkt sich die Atomgruppe zu einer organisirten, oder geht sie in einen lebenden Organismus ein, bekommt das Dingerchen gleich eine Seele, und es gehört immerhin noch etwas Courage dazu, will man hier Maß und Wage brauchen.

Indeß sind doch auch schon reichliche Anfänge gemacht; zuerst von E. H. Weber für Tastempfindungen wurden Maße aufgestellt, also direct für sogenannte seelische Functionen und Fechner hat die Gesetze der Perception von Sinneseindrücken nach bestimmten Maßverhältnissen

klar gelegt, so daß wir für die Wirkung von physikalischen Vorgängen auf unsere Psyche gesetzmäßige Maßbestimmungen kennen. Damit hat eben Fechner in seiner Psychophysik einen großen Theil von seelischen Erscheinungen für die wissenschaftliche Betrachtung gleichsam in die Reihe der physikalischen Vorgänge gestellt; und in der That liegt kein Grund vor, dieselben Stoffcomplexe, weil sie zu lebenden Organismen zusammengesetzt sind, unter qualitativ wesentlich verschiedenen Gesetzen stehend zu denken, als die gleichen Stoffe, bevor sie so hoch zusammengesetzt viel einfachere Erscheinungen darbieten, und weniger complicirten Veränderungen unterliegen.

Das geheimnißvolle Dunkel, welches den Lebensproceß umgiebt, fängt an sich langsam aufzuhellen; manche Producte dieses Processes werden heute schon in der Retorte hervorgebracht. Auch stehen ja bekanntlich die Organismen ebenso und ebenso sehr ganz unter bestimmten Gesetzen wie die unorganischen Stoffe. Eine lebende Zelle wird unter bestimmten äußeren Umständen genau so sicher ganz bestimmte Metamorphosen durchmachen, wie es sicher ist, daß ein geworfener Stein zu Boden fällt. Complicirter sind die Vorgänge bei den lebenden organisirten Atomengruppen, wie ja auch ihre Zusammensetzung complicirter ist, und weniger genau bekannt sind die einzelnen Ursachen bestimmter Veränderungen bei den Organismen, aber so weit sie bisher bekannt wurden, hat man immer wieder qualitativ dieselben Grundgesetze wirksam gefunden, wie bei unorganisirten Körpern.

Viel mehr der Räthsel bieten uns die Organismen mit ihren complicirteren Erscheinungen zur schwierigen oder unmöglichen Lösung dar — aber an eine Grenze unseres Erkenntnißvermögens kommen wir sowohl bei den leblosen Körpern, wie bei den Lebewesen, an eine Grenze über die wir nach dem Ausspruche von einem der maßgebendsten Gelehrten unserer Zeit — Herrn Professor Du Bois-Reymond — nie hinauskommen werden. Wir wissen ebensowenig, warum ein Körper den anderen anzieht, und werden es nach der Meinung des gelehrten Berliner Professors ebensowenig je wissen, als wir je wissen werden, wieso einem lebenden Organismus die geheimnißvolle Eigenschaft des Bewußtseins erwächst.

Warum ein Körper zum anderen gravitirt, warum ein Körper unter bestimmten Umständen in ganz bestimmte Krystallformen tritt, warum je ein Körper zu dem einen oder zu dem anderen chemische Wahlverwandtschaft zeigt, sind Räthsel, die der Mensch zu lösen sucht, eben so wie es ein Räthsel ist, warum ein Samenkorn unter bestimmten

Verhältnissen keimt, oder aus einem Ei ein bestimmtes Thier wird, und endlich warum ein Thier unter bestimmten Umständen etwas Bestimmtes thut, und etwas Anderes unterläßt.

Bis zu einem gewissen Punkte können wir uns das alles erklären und wir wissen, daß hier zusammengehörige Reihen von Naturgesetzen wirksam sind; aber dann kommen wir zu einer Grenze, wo wir nichts mehr wissen, wo uns nämlich die letzten Gründe des Geschehens vollkommen unbekannt sind. Was speciell das Wollen der Thiere und in oberster Linie das Wollen des Menschen anlangt, sind darüber theils physiologische und psychologische Gesetze bekannt und was nicht bekannt ist, wird mit sogenannten transcendentalen Erklärungen klar zu machen gesucht.

Ueber den Werth solcher transcendentaler Erklärungsversuche im Allgemeinen oder über einzelne derselben zu urtheilen, ist hier schon darum nicht der Ort, weil wir uns die Aufgabe gestellt, uns ausschließlich auf unzweifelhafte Thatsachen der natürlichen Erkenntniß zu stützen, wir daher alles Transcendentale beiseite liegen lassen müssen. Wir werden demnach versuchen, uns aus möglichst einfachen, sattsam bekannten Vorkommnissen unser Wollen nach allgemein gültigen Naturgesetzen klar zu legen und für die sittlichen Motive unseres Wollens den Zusammenhang aufweisen mit Gesetzen, deren ausnahmslose Herrschaft bei allem natürlichen Geschehen anerkannt ist.

I.

Wenn zwei lebende Pflanzen auf einen relativ engen Raum gestellt sind, wo nur für eine einzige genügend Nahrung vorhanden ist, so wissen wir aus Erfahrung, daß entweder beide Pflanzen verkümmern oder daß im günstigeren Falle die eine gedeiht und die andere ziemlich rasch zu Grunde geht. Diejenige Pflanze, welche in diesem Falle gedeiht, war entweder von vornherein die stärkere, oder sie hat anfänglich einige kleine, zufällige Begünstigungen gefunden in einem reicheren, näher gelegenen Erdkrümchen, besserer Befeuchtung, oder einigen vortheilhafteren Sonnenblicken u. dgl. m.

Wenn zwei rivalisirende Thiere auf einem nahrungsarmen Stück Landes leben, müßten ebenso entweder beide verkümmern, oder das kräftigere und den Verhältnissen angepaßtere verdrängt das schwächere oder ungeschicktere, dieses geht zu Grunde und das andere gedeiht.

Für derlei Vorgänge haben wir das von Darwin popularisirte und jetzt allgemein bekannte Schlagwort vom Kampfe ums Dasein, der keineswegs so grausam ist, wie hypersentimentale Menschen glauben

wollen; denn es wäre offenbar noch grausamer, wenn beide Pflanzen oder beide Thiere verkümmerten, als wenn nur eines rasch zu Grunde geht und das andere gut gedeiht.

Betrachten wir jetzt beispielsweise noch den Fall, daß zwei Menschen concurrirend sich um ein Amt bewerben. Es kann dies im Allgemeinen auch als ein Kampf um das Dasein aufgefaßt werden, oder als ein Kampf um die bessere Existenz, und schließlich ist das Grundmotiv, welches sie dabei leitet, gewöhnlich ein egoistisches. Jeder Mensch ist, wie jedes Thier, zunächst darauf bedacht, sich so viel als möglich alle Unbilden, alles Unbehagen vom Leibe zu halten, und für sich mehr oder höheres Behagen zu erwerben, oder im Kampfe um das Dasein sich zu erstreiten; allerdings unterscheidet sich der Mensch vom Thiere dadurch, daß er nicht blos durch anschauliche, unmittelbare, sinnliche Motive sich in seinen Bestrebungen und seinem Daseinskampfe leiten läßt, wie gewöhnlich das Thier, sondern daß seine Motive gar oft abstracte, begriffliche, oft nur in seiner Einbildung vorhandene sind, so in unserem Beispiele, wenn Jemand um ein Amt sich bewirbt, nicht aus Noth, sondern aus Ehrgeiz.

Ohne daß wir hier die Psyche des Menschen auf sonstige Aehnlichkeiten mit der Thierpsyche ansehen, oder über die Verschiedenheiten mit ihren Ursachen uns eines Weiteren auslassen wollen, constatiren wir nur, was wir aus unseren Beispielen abstrahiren können, was auch sonst leicht darzuthun ist, daß nämlich das Begehrungsvermögen des Menschen zunächst ganz analoge, egoistische Richtung mit dem thierischen hat, daß es aber bei dem Thiere immer durch concrete Objecte bestimmt und daher begrenzt ist, während das Begehren des Menschen alle möglichen concreten und abstracten Begriffe umfaßt, daher geradezu unbegrenzt ist. Daß glückliche und unglückliche Abenteuerer Weltherrschaft anstrebten — wobei sie allerdings ganz bescheiden nur die Erde im Auge hatten — ist bekannt; aber wir können uns auch erinnern, daß verliebte Lyriker oft gern ihrer Angebeteten ein paar Sterne zum Abendgruß in den Schooß legen möchten, und hätten sie es Alle gekonnt, so wäre gewiß der Himmel schon sternenleer. Rechnen wir noch hinzu die unzählbaren, erhabenen wie albernen Phantasiegebilde, denen Menschen sehnend nachjagen, so können wir unbedenklich aussagen, daß die Begehrungen des Menschen unbegrenzt sind.

Kehren wir zu unseren Beispielen zurück:

Wenn zwei Thiere um Beute oder Nahrung kämpfen, wird gewöhnlich das stärkere oder das geschicktere und schlauere den Sieg davon

tragen; wenn zwei Männer concurrirend um ein Amt sich bewerben, so kann wohl der Geeignetere es erlangen, aber es kann auch das Gegentheil eintreten. Welche Mittel hat nun der weniger Geeignete, um den anderen in seiner Bewerbung zu überholen?

Ebenso wie die Ziele und die Willensmotive des Menschen unendlich viele und oft abstracte sind im Vergleiche zu den begrenzten, concreten, meist anschaulichen und gegenwärtigen der Thiere, ebenso hat der Mensch auch unendlich viele und oft rein begriffliche Mittel, um seine Ziele zu erreichen, und seine Begehrungen zu erfüllen. Während dem Sieger unter den kämpfenden Thieren seine eigenen, körperlichen oder geistigen, aber immer bestimmten, gegenwärtigen Eigenschaften zum Siege verhelfen, hat der obsiegende Mensch vielleicht durch frühere Leistungen sich Anrechte erworben, welche seine Bewerbung mächtig unterstützen, oder er hat Aussichten, welche in der Zukunft ihn für das Amt zu specifisch besseren Leistungen befähigen, oder auch er hat durch Versprechungen, Drohungen, Bestechung und Schmeichelei, weiters etwa durch Verwandtschaftsverhältnisse sich zum Siege verholfen, vielleicht auch wurde aus Mitleid gewährt, was ihm sonst versagt worden wäre. Wir sehen also, daß es eine unendliche Reihe von Mitteln giebt, die der Mensch zur Erreichung seiner Ziele anwenden kann und auch anwendet. Wie leicht erfindlich sind unter diesen Mitteln solche, deren Anwendung wir billigen, und andere, die unsere Mißbilligung erfahren. Wir nennen die einen gut oder sittlich, die anderen schlecht oder unsittlich, und wie wir einmal die Mittel in sittliche und unsittliche unterscheiden, so pflegen wir auch die Ziele des Menschen an sich zu unterscheiden, je nachdem wir sie tadeln oder gutheißen, ja die Ziele oder die eigentlichen Grundmotive von unserem Thun und Lassen geben vorwiegend Veranlassung zu der Unterscheidung von Gut und Böse, wie männiglich bekannt.

Wir kommen da auf einmal zu einer Unterscheidung nach Merkmalen, die wir sonst in der Natur nirgends finden oder auch nur suchen — welchen Grund können wir naturwissenschaftlich aufweisen für die Unterscheidung von sittlichem und unsittlichem Thun gerade nur beim Menschen — und wie wollen wir rein rationell ohne metaphysische Hülfslehren das sittliche vom unsittlichen Thun unterscheiden?

Wenn wir den Menschen als Naturobject betrachten, eingereiht in alle anderen wundervollen Hervorbringungen dieser Erde, unterscheidet er sich von den ihm anatomisch nahestehenden Thieren vor Allem durch seine weit überwiegenden, hoch entwickelten geistigen Fähigkeiten, und

dann unterscheidet er sich von ihnen durch sein ungemessenes Begehrungs-vermögen. Beiderlei Eigenschaften sind nur der Größe nach verschieden von den thierischen und nicht der Art nach. Auch das Thier hat geistige Fähigkeiten, es hat Bewußtsein, es empfindet Behagen wie Unbehagen, auch das Thier sucht sein Behagen zu vermehren und Mißbehagen von sich ferne zu halten, auch das Thier ist egoistisch ganz wie der Mensch. Dadurch, daß der Mensch alle anderen Naturobjecte einschließlich der Thiere mit seinen großen, erworbenen geistigen Fähigkeiten so weit überragt, hat er die meisten Naturobjecte, inclusive der meisten Thiere, für seine Zwecke sich dienstbar gemacht. So weit aber kämpft er nur mit gleichen Waffen zur Deckung seiner Bedürfnisse, wie das Thier; da er bessere Waffen hat, besiegt er alle Thiere, und so weit er die Naturerscheinungen erkennt, beherrscht er sie und macht sie sich dienstbar.

Weder im Egoismus an sich — dem auf das eigene Wohl gerichteten Willen — noch in dem Kampfe um das Dasein — dem Thun aus rein egoistischen Motiven — kann daher das Kriterium der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit liegen, denn das sind Bedingungen alles organischen oder jedenfalls alles animalischen Lebens. Da wir nun doch immer die Merkmale für alles sittliche Thun in den Willens-motiven suchen, so müssen sie darin liegen, was das menschliche Wollen vom thierischen unterscheidet. Das Wollen des Menschen unterscheidet sich vom thierischen nicht durch die Art, sondern nur durch das Maß, daher kann das eigentliche Kriterium für das sittliche Wollen nur in dem Maß des Wollens liegen. Da wir uns außer im übermäßigen Wollen noch durch die Größe unseres Erkenntnißvermögens von den Thieren unterscheiden, so sind damit die beiden Elemente gegeben, inner-halb welcher wir allen Unterschied suchen müssen, der uns berechtigt, unser Thun zum Unterschied von allem thierischen Thun und von allem sonstigen natürlichen Geschehen als sittlich oder unsittlich zu bezeichnen. Der Mensch kann vollbewußt das Maß seines Wollens und seines gewollten Thuns innerhalb weiter Grenzen — je nach den gegebenen Motiven — abändern. Das wesentliche Kriterium für die Unterscheidung wird also in dem Maße unseres bewußten Wollens liegen, d. h. in der Grenze, welche wir unseren Begehrungen setzen.

Es wäre demnach in dieser Richtung das Einhalten eines gewissen — noch näher zu bestimmenden — Maßes schon insoferne eine natür-liche Forderung, weil ja alles Geschehen in der Natur auf Maß und Zahl beruht. Indem unsere erkennende Vernunft uns zu Bewußtsein bringt, daß unsere Begehrungen maßlos sind, kommen wir zur Einsicht,

daß hier etwas gegeben ist, wovon sonst in der Natur nichts Analoges vorkommt. Jedes Atom und jeder Atomcomplex wirkt nur nach dem Maße seiner intensiven oder extensiven Größe; jedes Thier befriedigt seine Begehrungen, so weit seine Kraft reicht — seine Begehrungen sind beschränkt, wie seine Fähigkeiten zu deren Befriedigung. Erst beim menschlichen Begehren kommt etwas Maßloses ins Spiel, und wollen wir nicht in den anmaßlichen Vorstellungen von unserer Gottähnlichkeit befangen bleiben, so müssen wir einsehen, daß unsere Vernunft hier corrigirend ein Maß zu suchen hat, damit wir uns bescheiden einordnen als höchst entwickeltes Naturobject zwischen die anderen Naturobjecte. Insoferne hier das Maßhalten ein natürliches Postulat wäre, hätte das Suchen nach einem solchen Maße wohl auch seine Berechtigung, aber keineswegs die große, zwingende Bedeutung, welche ihr in der That zukommt. Denn der ganzen, uns umgebenden Natur gegenüber werden unserem maßlosen Wollen immerhin Grenzen gesetzt, die wir zwar schon ziemlich hinausgerückt haben, aber so weit die Grenzen bestehen, können wir sie absolut nicht durchbrechen.

Erst nachdem der Mensch sich zum Menschen gesellt hat, gerade um den Kampf gegen die Elemente und gegen die ihm feindlichen Thiere so überaus siegreich zu führen, und um sich die ganze Erde — wie der stolze Ausdruck lautet — zu unterwerfen, erst da wurde das genaue Aufsuchen der Grenze für sein Wollen und Thun zum Bedürfniß, da ist das Einhalten dieses Maßes zunächst ein sociales Postulat. Die Vereinigung einer Vielheit von Menschen mit ihren maßlosen Begehrungen bringt es mit sich, daß diese Begehrungen häufig collidiren. Wenn zwei Menschen dasselbe begehren, drängt sich sofort die Frage auf, wo das Begehren des Einen und das des Anderen abgegrenzt werden soll. In der Natur gilt das Gesetz des Stärkeren; wenn nun dasselbe Gesetz einfach in die menschliche Gesellschaft hinübergenommen würde, möchte es dem allgemeinen Zweck der Vereinigung stracks zuwiderlaufen. Denn da sich die Menschen vereinigt haben, um die Summe ihres Behagens zu vermehren, da sie durch die Vereinigung auch wirklich ihr Behagen so auffallend vermehren konnten, und sich gegenseitig in ihren, auf Selbsterhaltung gerichteten Zielen mächtig gefördert haben, würden sie diesem Hauptzwecke zuwider handeln, wenn sie fortwährend im Kampfe sich aufreiben wollten. Um nun den eigentlichen und wichtigen, auf erfolgreichere und behaglichere Selbsterhaltung gerichteten Zweck der menschlichen Vereinigung nicht zu stören, muß Jeder seine, an sich maßlosen Begehrungen an einem bestimmten Punkte

vollbewußt abgrenzen, weil sonst der Kampf um das Dasein zwischen den Menschen, fortwährend bis zum äußersten, mörderischen Auflodern genährt, das Gedeihen der Gesammtheit stören und zerstören würde. Demnach ist die Forderung nach einem vernunftmäßigen Maße für unsere Begehrungen ein dringendes Postulat der Societät; und da das sociale Leben der Menschen jedem Einzelnen Gewähr einer besseren Prosperität ist, so ist diese Maßforderung in letzter Linie für jeden Einzelnen ein Postulat der Selbsterhaltung. Wenn wir also den Menschen als Naturobject unter den anderen Naturobjecten ansehen, so müssen wir ohne alle Rücksichten auf religiöse oder metaphysische oder sonstige philosophische Vorstellungen sagen, nur in Rücksicht auf die wirksamere Bethätigung seines Selbsterhaltungstriebes, daß ein vernunftgemäßer Kanon für sein Thun — und maßgerechtes Eindämmen seines maßlosen Wollens — als ganz unabweisliches natürliches Postulat sich darstellt.

II.

Jetzt ergiebt sich die Aufgabe, das geforderte Maß zu suchen und festzustellen.

Betrachtet man alles menschliche Thun, so weit es zu seinem bewußten Wollen in Beziehung steht, so ist es vor Allem immer auf die möglichste Förderung seines eigenen Wohles gerichtet. Wenn wir uns denken, daß ein einzelner Mensch in einer Wildniß allein lebt, wird es von seinen geistigen und körperlichen Fähigkeiten, seiner Dexterität und seiner Ausdauer abhängen, ob er sich viel Beute erjagt, er sich also gut nähren und kleiden kann, ob er sich eine bequeme Wohnung herrichten kann, um sich vor den Unbilden des Wetters und den Ueberfällen wilder Thiere zu schützen u. s. w. Die Gunst oder Ungunst der äußeren Verhältnisse wird natürlich das Behagen von unserem gedachten Robinson auch wesentlich beeinflussen, aber außerdem wird er sich durch das Bedürfniß gespornt fühlen, seine Fähigkeiten zu vermehren durch Uebung und Nachdenken, weil er immer bestrebt sein wird, sein Behagen zu vermehren, und an dem relativen Schlußerfolg kann er nichts weiter ändern: die Summe seines Behagens wird immer proportional ausfallen seiner individuellen Leistungsfähigkeit.

Sind nun mehrere Menschen in einer Wildniß, so wird sie wahrscheinlich zuerst die Noth oder später die bessere Einsicht dazu bringen, daß sie sich vereinigen, und sei es nur, wenn es z. B. gilt, einer Heerde wilder Thiere sich besser zu erwehren.

Sie gehen also vorerst ein Schutzbündniß ein zu gemeinschaftlicher Vertheidigung und weiters lehrt sie etwa die Einsicht, den Vortheil der Vereinigung bei einem Beutezuge.

Nun müssen sie schon eine gewisse gegenseitige Abgrenzung von Leistungen und Forderungen stillschweigend anerkennen oder ausdrücklich feststellen, sollen sie nicht bei jedem Schritt zu störenden Collisionen kommen. Was die Leistungen der einzelnen Gesellschaftsglieder anlangt, werden sie nicht absolut gleich ausfallen können, weil nicht alle Menschen gleich stark oder flink, gleich schlau oder scharfsinnig sind; aber ein gewisses, relatives Maß wird sich doch feststellen lassen oder es wird sich von selbst ergeben, und zwar wird nach der Natur der Sache Jeder zum Wohle des Ganzen und somit zu seinem eigenen Wohle ebensoviel beitragen müssen, als er den vorkommenden Umständen nach kann, d. h. es wird Jeder proportional seiner Leistungsfähigkeit zu leisten haben und nach Umständen wird jeder Einzelne sein ganzes Können einsetzen müssen. Wenn sie dann durch ihre vereinte Thätigkeit eine bestimmte Summe von Mitteln zum Lebensunterhalt oder zur Behaglichkeit erbeuten, wird diese Summe (von Zufälligkeiten abgerechnet) proportional sein der Summe der aufgewendeten Leistungen. Wie nun die Leistungssumme nicht aus ganz gleichen Theilen entstanden, sondern aus verschieden großen Beiträgen zusammengesetzt ist, ebenso wird die Summe der Errungenschaften sich naturgemäß aus den proportionalen Theilgrößen aufgebaut erweisen, und demnach am einfachsten in diese proportionalen Theilgrößen sich zerlegen lassen, so daß also für jede Theilleistung der proportionale Beuteantheil entfällt.

Wollte man das Maß der Leistungen auf ein absolut gleiches für Alle ansetzen, so würde man den Erfolg herabmindern, da man dann voraussetzen müßte, es soll Jeder genau so viel leisten, als der mindest Fähige leisten kann. Ist es aber zum Vortheile des Erfolges, daß Jeder so viel leiste als er kann, und fallen naturgemäß die einzelnen Leistungen verschieden groß aus, so müssen dem entsprechend die Errungenschaftsantheile verschieden groß ausfallen, wobei der Erfolg wieder nur gewinnen kann, insoferne als Jeder durch Aussicht auf proportionale Entlohnung gespornt wird, sein Leistungsvermögen zu erhöhen. Dieses einfache Rechenexempel ist nicht nur theoretisch richtig, und in der Natur der Sache gelegen, sondern geschichtlich ist nachzuweisen, daß schon bei den primitivsten menschlichen Vereinigungen von Stämmen niederer Cultur Beutetheilungen nicht zu gleichen, sondern zu abgestuften Theilen geschehen — und Jeder, der sich hervorgethan,

durch Kraft, Geschicklichkeit, raschen Blick u. s. w. auch das beste Beutestück erhält. Damit ist die Ungleichheit in der Leistung wie die proportionale Erwerbsvertheilung durch die Praxis anerkannt.

Die Sache läßt sich auch folgendermaßen erhärten: Jeder Einzelne kann für sich allein Behaglichkeiten erwerben, genau proportional seiner Leistungsfähigkeit und seiner Leistung; würde er nun im gesellschaftlichen Verbande mehr leisten als andere und doch nur gleich viel erhalten wie die anderen, so würde er zu Gunsten der Anderen verlieren; Jemand, der weniger leisten kann als die übrigen, würde bei gleicher Erwerbsvertheilung auf Kosten der Anderen gewinnen. Offenbar ist weder das eine noch das andere im idealen Ziele der Vereinigung gelegen, da die Menschen durch ihre Vereinigung nur proportional gewinnen wollen im Verhältnisse und in Beziehung zur umgebenden Natur; eine Abgrenzung von Leistungstheil und Forderungstheil aber nur den Zweck haben kann, daß Jeder für sich sein Theil ungeschmälert genießen könne, nicht aber, daß in den Grundbedingungen der Vereinigung der eine auf Kosten der Anderen lebe, oder zu deren Gunsten um den Zweck seiner Leistung komme.

Die Elemente für unsere gesuchte Maßbestimmung sind also kurz zusammengefaßt folgende:

1. Innerhalb der menschlichen Gesellschaft hat Jeder unter allen gegebenen Umständen so viel zu leisten als er kann — das ist das natürliche Maß seiner Leistung, und
2. hat Jeder an Behagen zu fordern, proportinal seiner Leistung.

Setzen wir nun, daß das errungene Proportionale an Behagen oder an Gütern eben den Werth der darauf gewendeten Arbeit repräsentirt, so können wir sagen: Jeder hat so viel zu leisten als er kann, und hat dafür ein Aequivalent an Gütern zu fordern.

Wir haben gesehen, daß das Maß von Behagen, welches jeder einzelne Mensch erlangen kann, abhängt von seinen Leistungen, und proportional ist seiner Leistungsfähigkeit. Bezeichnen wir nun die Proportionale seiner Leistungsfähigkeit und die Proportionale des ihm dafür zukommenden Behagens als sociales Aequivalenzmaß, so sehen wir ein, daß wir damit die Begehrungen fixiren können an dem Maße der Leistungen. Und es wird sonach das Begehren eines jeden Menschen dort seine natürliche Grenze haben, wo das Begehrte mit seinen Leistungen gleichwerthig oder äquivalent ist. Wir werden finden, daß wir jedes Begehren — eigenes und fremdes — dort billigen, wo es einer

entsprechenden Leistung congruent ist; wo das Aequivalenzmaß nach der einen oder anderen Seite verlassen wird, mißbilligen wir ein Begehren.

Sobald dieses Maß innerhalb der Gesellschaft für Alle ohne Unterschied als gleich angenommen wird, so wird es durch die Allgemeinheit reciprok und durch die Reciprocität bindend, und wird dadurch und nur dadurch zur Pflicht, und zwar im wohlverstandenen Interesse Aller, weil — wie schon früher nachgewiesen — die Einhaltung des Maßes ein natürliches Postulat ist der ersprießlichen Führung von dem menschlichen Kampfe um das Dasein. Durch die Reciprocität wird das Maß der Leistungen zur Pflicht und das Maß der äquivalenten Forderungen — durch die Leistungen erworben — zum Recht.

Wie die proportionale Leistungspflicht gleich ist für Alle, ist auch der proportionale Rechtsantheil gleich für Alle, weil ja Alle für ein äquivalentes Maß von Erwerbungen Arbeit leisten; wenn Einer viel leistet, wird er viel Behagen sich zuwenden und erwerben, ohne daß er dabei irgend jemand Anderem Etwas wegnimmt. Es handelt sich also nur darum, daß Niemand sich mehr an Güterwerthen und Behagen zuwendet, als wofür er das Aequivalent an Arbeit leistet, und daß Niemand weniger zu leisten versucht, als wofür er das Aequivalent an Gütern begehrt.

Das so gefundene Maß können wir wegen seiner bindenden Reciprocität als Pflichtmaß bezeichnen. Wir sind demnach verpflichtet, unseren Nebenmenschen innerhalb der Gesellschaft gewisse — wie wir sehen werden — sogar sehr weitgehende Dienste zu leisten einzig und allein als Aequivalent für Leistungen der Gesellschaft, d. h. Leistungen unserer Nebenmenschen, die uns zugute kommen, einfach, weil die menschliche Gesellschaft durch das gemeinsame Aufrechterhalten geordneter, socialer Verhältnisse und das gemeinsame Fördern von Culturzwecken uns eine gewisse Summe von Behaglichkeit, Sicherheit und Bequemlichkeit bietet, die wir uns außerhalb der Gesellschaft allein stehend nimmer verschaffen könnten.

Dieses Pflichtmaß können wir aber auch als ein natürliches Maß ansehen, denn wir sehen dieses Maß überall in der ganzen Natur als unverrückbares Gesetz wiederkehren. Jedes Thier erbeutet sich so viel es vermöge seiner Leistungsfähigkeit erlangen kann, jede Pflanze assimilirt von den ihr zugänglichen Nahrungsstoffen so viel sie kann, jedes Atom verbindet sich in einem ganz bestimmten immer wiederkehrenden Mengenverhältniß mit anderen Stoffen, wobei äußere Umstände — Temperatur, Druck u. s. w. — wohl ändernd eingreifen, aber immer

sind es ganz bestimmte proportionale Maße, die mit unwandelbarer Genauigkeit wiederkehren. Bei den Organismen sehen wir auch, daß eine wesentliche Entfernung von dem gedachten Maße ihre Existenz bedroht. Eine Pflanze, die zu wenig oder zu viel assimilirt, wird krank oder stirbt ab, ein Thier ebenso und der Mensch schließlich desgleichen. Und wenn — wie wir nicht anders können — wir einen höheren Organismus wieder als aus einzelnen Zellen zusammengesetzten Zellenstaat ansehen, bei welchem durch Maßüberschreitungen einzelner Zellen die Gesammtheit gefährdet wird, so können wir das vermöge der ganz analogen Existenzbedingungen auf die menschliche Gesellschaft übertragen. Wie eine Zelle außer ihren eigenen Lebensbedingungen auch mit den Nachbarzellen im selben Organismus gemeinschaftliche vitale Beziehungen und Lebensbedingungen hat, so hat der Mensch außer seiner individuellen auch höchst wichtige sociale Existenzbedingungen, diese wie jene fordern bestimmte maßliche Normen, um gedeihliche zu sein.

Unser gefundenes Maß stellt sich daher als Pflichtmaß, dann als natürliches Maß dar, und insoferne wir erkennen, daß es den menschlichen Zwecken dienlich ist, auch als vernünftiges oder rationelles Maß.

Damit sind aber noch nicht alle Beziehungen erschöpft, welche uns an eine von bewußter Erkenntniß geleitete Einhaltung dieses Maßes binden, sondern es lehrt uns die Erfahrung, daß dieses Maß auch unser Empfinden berührt, und so neben unserem Vernunftsurtheil auch unsere Gefühle anregt, und uns hierdurch unmittelbarer zu irgend welchem Thun oder Lassen antreibt, oder dasselbe wesentlich beeinflußt. Es läßt sich aus vielen Beispielen nachweisen, daß ein mehr oder weniger hoch entwickeltes Gefühl für dieses Maß dem Menschen innewohnt, seitdem er sich als sociales und als geschichtliches Wesen aus den dunkeln Seinsbedingungen der Thierheit durch kräftige Entwickelung seines Geistes emporgerungen hat. Durch dieses Anknüpfen unserer socialen Beziehungen an unser Gefühl werden unsere eigenen oder fremde Willensacte neben dem, daß sie einerseits die Billigung oder Mißbilligung unserer erkennenden Vernunft erfahren, auch Gefühle in uns hervorrufen, von Behagen oder Mißbehagen, von Lust oder Unlust. So wie Wahrnehmungen unserer Sinne, wie Licht- und Schallempfindungen, dann Tast- oder Wärmeempfindungen u. s. w. neben dem einfachen Bewußtwerden, und auf dem Wege zu unserer Psyche in gewissen Fällen Behagen oder Mißbehagen in uns erregen und so einfache physikalische Vorgänge für uns zur Quelle von Lust

oder Unlust werden durch unsere psychophysischen Beziehungen zur Außenwelt, so wie andere psychologische und physiologische Vorgänge uns Vergnügen oder Mißvergnügen bereiten, so werden Anregungen unseres socialen Maßgefühles zu Quellen der Lust und Unlust.

So wie die meisten Menschen zwei verschieden hohe Töne nicht nur genau unterscheiden, sondern auch fühlen, ob zwei bestimmte verschieden hohe Töne zugleich, oder eine bestimmte rhythmische Reihe von gewissen Tönen ihnen harmonisch und angenehm, oder disharmonisch und unangenehm klingen, ohne daß sie je etwas von physikalischen Gesetzen der Akustik gehört hätten — und zwar einfach, weil ihr Gehör und ihr Empfindungsvermögen adäquat gewissen physikalischen Vorgängen entwickelt und angepaßt sind, ebenso haben die meisten Menschen nicht nur ein affectloses Vernunftsurtheil über die Grenzen der socialen Maßpflicht, sondern sie fühlen sich auch angenehm oder unangenehm afficirt, je nachdem diese Grenzen eingehalten werden oder nicht, weil einerseits ihre Vernunft das billigende oder mißbilligende Urtheil aus dem Grade der eingesehenen natürlichen und allgemeinen, der menschlichen Gesellschaft zugute kommenden Zweckmäßigkeit schöpft, und daneben ihr Gefühl den natürlichen und socialen Existenzbedingungen sich angepaßt und denselben entsprechend gebildet und weiter entwickelt hat. Also auch die Beziehungen der socialen Maßgrenze zu unserem Gefühl finden eine vollkommene Analogie in anderen natürlichen Beziehungssphären; wie all unser leibliches und geistiges Behagen an das Einhalten bestimmter Maßgrenzen von Seite der bedingenden physikalischen und physiologischen Vorgänge gebunden ist — wie unser ästhetisches Behagen von bestimmten Maßbedingungen abhängig ist — wie ja bekanntlich die Harmonie der Töne auf möglichst einfachen Verhältnissen in den Schwingungszahlen beruht, — so ist auch unser Behagen am menschlichen, socialen Betragen von dem Einhalten bestimmter Maßgrenzen abhängig.

Nun läßt sich alles menschliche Thun und Benehmen als sittlich aufweisen, soferne es die mehrerwähnten natürlichen und rationellen Pflichtgrenzen einhält und als unsittlich in dem Grade, als es sich von dieser Maßgrenze entfernt, und es läßt sich somit die ganze Sittenlehre auf rein naturwissenschaftlicher Basis rationell entwickeln, und wie wir zu glauben geneigt sind, sogar nicht allzu schwer entwickeln. Wenn wir nichtsdestoweniger gewohnt sind, dem sittlichen Thun eine ganz eigenartige, außerordentliche und gewissermaßen metaphysische Bedeutung beizumessen, wenn wir sogar dem Urtheil und dem Gefühl

dafür eine ungewöhnlich hohe Dignität zuerkennen, so geschieht es nur, weil es in der Societät unsere vitalsten Interessen berührt, wenn Menschen von dem socialen Pflichtmaß abweichen, während beispielsweise ein Abweichen von einer harmonischen Schwingungszahl gleichzeitig angeschlagener Töne oder ein Fehler im harmonischen oder rhythmischen Maß bei Tonfolgen sowohl unser contemplatives Urtheil als unsere Gehörsempfindung nur vorübergehend beleidigt; dem Grade und dem Interesse nach ist das Behagen oder Unbehagen sehr verschieden bei den verschiedenen Vorgängen — der Art nach haben wir es physiologisch und psychologisch mit verwandten Vorgängen zu thun, die gleichmäßig nur von einer Seite zu ergründen und zu analysiren sind, und zwar von der naturwissenschaftlichen.

III.

Wenn wir das Aequivalenzmaß immer genau festhalten, d. h. wenn wir uns nicht mehr an Behagen zuwenden wollen, als wofür wir eine Aequivalenz leisten, und wenn wir gegen unsere Nebenmenschen alles das leisten, was sie uns gegenleisten, so werden wir vor Allem das üben, was für gewöhnlich als Tugend der Gerechtigkeit gilt. Wir werden beispielsweise Niemanden an seinem Leben oder an seinem Eigenthum verkürzen — weil ja die menschliche Gesellschaft oder die Gesammtheit unserer Nebenmenschen uns reciprok an unserem Leben und unserem Eigenthum schützt. Wir werden den ersten Theil von dem kurzgefaßten Hauptsatz der Ethik — das neminem laede — verletze Niemanden — üben. Wenn der pure und kurzsichtige Egoismus uns antriebe, von Jedem etwas wegzunehmen, was uns gefällt, so hat dieses egoistische Bestreben, abgesehen von der Furcht vor Strafe, kein anderes Gegengewicht als unser sociales Maßgefühl. Nun läßt sich wohl denken, daß unser Egoismus auch in anderen Gefühlen ein Gegengewicht fände und Schopenhauer hat, z. B. als einziges, souveränes Gefühl, welches dem Egoismus die Wage halte, das Mitleid angeführt. So sehr anzuerkennen ist, daß das Mitleid in vielen Fällen unserem Egoismus Zügel anlegen kann, daß Gefühle der Nächstenliebe bei den meisten Menschen vorhanden sind, so kann dies nicht als alleinige oder auch nur oberste Grundlage des sittlichen Handelns angesehen werden. Vor Allem ist zu bedenken, daß man aus Mitleid leicht etwas geradezu Unrechtes thun kann; es kann weiters das Mitleid nicht als einziges sittliches Motiv und nicht als maßgebendes sittliches Motiv angesehen

werden, weil ja der Grad des Mitleids und des Mitgefühls selbst bei ein und derselben Person gegen verschiedene andere Menschen oder auch bei verschiedenen Anlässen ganz verschieden ist, daher die Grenze zwischen dem, was der Egoismus verlangt und dem, was das Mitgefühl uns zu thun heißt, je nach den wechselnden Umständen an verschiedenen Punkten zu liegen käme, während die Grenzen einer reciproken Leistungspflicht vollkommen unverrückbare sein müssen. Nachdem wir gefunden haben, daß unsere reciproke Leistungspflicht gegen unsere Nebenmenschen sich bis an die Grenze unseres Könnens erstreckt, so bleibt endlich alles, was wir aus Mitleid, Nächstenliebe oder Großmuth thun wollen, noch immer innerhalb der Grenze unseres Könnens, und daher innerhalb der Grenze unseres reciproken Pflichtmaßes.

Die Alten kannten nur die Gerechtigkeit als ethische Cardinaltugend; in den jüdischen Vorschriften finden sich sporadisch Vorschriften der Nächstenliebe, welche das Christenthum als wesentlichen Inhalt all seiner Lehren vortrug — vielleicht von den indischen Sittlichkeitsvorstellungen mit beeinflußt; nachdem sich aber ergeben hat, daß unser natürliches reciprokes Pflichtmaß uns für unsere Nebenmenschen so viel zu leisten befiehlt, als wir den gegebenen Umständen nach leisten können, bleibt für Mitleid, Großmuth, Nächstenliebe wohl das Gefühl, aber es bleibt ihm gar nichts zu thun übrig; es ist dann genau so, als wenn sich Jemand einbilden wollte, er gebe seinem Gläubiger Almosen, während er ihm nur eine Schuld berichtigt.

Die erste Vereinigung der Menschen geschah zu Schutz und Trutz gegen wilde Thiere, gegen die Wuth der Elemente oder gegen die Nahrungsnoth. Die stillschweigend angenommenen oder ausgesprochenen Ziele aller menschlichen Vereinigungen sind immer noch reciproke, gegenseitige Unterstützung oder Förderung. Wenn daher ein Mensch sieht, daß ein Anderer von einem wilden Thiere angefallen wird, hat er die einfache Pflicht, aus Gegenseitigkeit ihm zu helfen so gut er kann und so weit er kann; wenn er sieht, daß sein Nachbar ins Wasser gefallen ist, hat er die Pflicht, ihn aus dem Wasser zu ziehen; und wenn er sieht, daß Einer am Verhungern ist, so muß er ihm ein Stück Brot reichen. Kurz, wo immer ein Mensch den anderen in Noth sieht, hat er ihm zu helfen, so weit er kann; wie soll er sich dann noch überbieten und aus Mitleid oder Großmuth mehr helfen als er kann?

Daß Viele nicht helfen, so weit sie können, daß es selbst bei den Besseren unter uns erst noch des Mitleids bedarf oder der speciellen Theilnahme, oder der unmittelbaren Wahrnehmung erschütternder Noth,

um sie zu gepriesenen Thaten der Großmuth und Nächstenliebe zu veranlassen, beweist nur, daß das Gefühl für die volle Aequivalenzpflicht der reciproken Hülfeleistung bis an die Grenze des Leistungsvermögens noch nicht genugsam ausgebildet ist bei uns, um dem maßlosen Egoismus die Wage zu halten; und wir sehen Leute, denen selbst ein ziemlich bedeutendes Gefühl für dieses Pflichtmaß innewohnt, ganz lau in Erfüllung dieser Pflicht, wenn nicht dabei der ganz ungebührliche Titel eines Großmüthigen seiner Eitelkeit schmeichelt oder seiner hohen menschenfreundlichen Tugendsamkeit von Anderen oder auch nur von sich selbst ein dankbarlicher Knix gemacht wird; von jenen fürsichtigen Heiligen nicht zu reden, die sich dabei einen Extrasperrsitz im Himmel eintauschen wollen.

Je gerechter wir sein wollen, d. h. je mehr wir uns von dem Bewußtsein durchdringen lassen, daß wir einerseits nur so viel zu genießen von Natur aus berechtigt sind, als wir durch unsere Leistungen, durch unsere Arbeit Güterwerthe und Mittel des Behagens hervorbringen können, daß wir aber schon lange, bevor wir überhaupt etwas leisten, von Schutz, von Behagen und Förderung zunächst von unseren Angehörigen, mittelbar aber auch von der ganzen menschlichen Gesellschaft umgeben sind, daß wir also unseren Nebenmenschen schon gleichsam von vorneherein mit einem unseren entwickelten und überhaupt aufzubringenden Fähigkeiten proportionalen Leistungsmaß zu reciproken Diensten verpflichtet sind, daß wir fortwährend die mannigfachen Vortheile der Societät als uns gebührendes Recht in Anspruch nehmen, und daher als Aequivalent für das Recht Pflichten erfüllen müssen; wenn wir uns von diesem Bewußtsein durchdringen lassen, werden wir zu jeder Zeit diese Aequivalenzpflichten als solche ansehen und üben, ohne daß wir dafür noch viele schöne Namen gebrauchen.

Der Unterschied, den man sonst zwischen Rechtspflichten und sogenannten Liebespflichten macht, existirt in Wirklichkeit nicht. Es giebt nur eine einzige Reihe von Pflichten, die wir je nach unserem Können und nach gegebenen Umständen mit unserem ganzen Können uns gegenseitig zu leisten haben, oder anders ausgedrückt, die Liebespflicht ist auch nur reciproke Rechtspflicht.

Daß durch Mitleid schon sehr viel menschliches Elend gemildert worden ist, wird kein Einsichtiger bestreiten. Auch wird das Mitleid, so wie es bei den Menschen sehr frühzeitig zur Entwickelung kam, auch sehr häufig wieder gestärkt und angeregt durch eigenes Leiden, wie durch das Leiden von uns nahestehenden Angehörigen. Es wird

namentlich in der Familie entwickelt und gepflegt, wie ja alle Mitgefühle zunächst im Familiengefühle wurzeln und sich daraus entwickelt haben. Nun finden wir Familiengefühle und sonstige Spuren von Mitgefühlen, dann gegenseitige Hülfeleistungen schon bei vielen höherstehenden Thieren. Man muß also auch zugeben, daß das Mitleid zu den ersten Gefühlen gehört, welches bei der Milderung unseres Egoismus eine wesentliche Rolle gespielt hat und spielt, weil es sich eben früh entwickelt hat. Da hat uns gleichsam die Natur bei unserer schwachen Seite gefaßt, und bekanntlich ist ja das Mitleid vorzugsweise eine schöne Tugend der Schwachen und der Frauen. Eine Frau weint mitleidend und mitleidig, wenn ihr Kind Schmerzen hat, nicht nur, wenn sie oder weil sie ihm vielleicht nicht helfen kann, sie weint auch, wenn sie beispielsweise sieht, daß der helfende Arzt dem Kinde nothwendig Schmerzen bereiten muß, etwa bei einer chirurgischen Hülfeleistung. Sie weint, wenn sie noch so sehr überzeugt ist, daß diese Schmerzen nothwendig und zum Heile des Kindes sind. So wie hier das Heil des Kindes nicht im großen Mitleid der Mutter liegt, so liegt es auch nicht im Mitleid des Arztes; wenn der Arzt von Mitleid zu viel in Anspruch genommen wäre, hätte er wahrscheinlich nicht die volle Ruhe des Geistes, nicht den klaren Blick und nicht die sichere Hand, die er zu seiner schwierigen Kunst bedarf. Das Heil des Kindes liegt also hier zunächst im Leistungsvermögen des Arztes, dann in der stricten Pflichterfüllung des Arztes, der pflichtgemäß sein bestes Können einsetzt und so möchte ich sagen, liegt alles sociale Heil schließlich in der stricten Pflichterfüllung aller Menschen, welche darin besteht, daß Jeder sein Leistungsvermögen nach Kräften steigere und daß Jeder, je nach seinem Können und den sich ergebenden Umständen gemäß, den Anderen thunlichst helfe.

Einen komischen Eindruck macht es, wenn man sieht, daß selbst ein so klarer, nüchterner Denker wie Schopenhauer — verrannt in seine Idee, das Mitleid als erste und einzige Quelle alles sittlichen Thuns darzustellen — wie, sage ich, Schopenhauer geradezu naiv ein höchst unzutreffendes Beispiel als Capitalbeweis für seine Behauptung ins Treffen führt. Es ist dies in „Die beiden Grundprobleme der Ethik", dritte Auflage (Leipzig 1881), Seite 231 u. f. nachzulesen. Sein Held Titus will sich erst eines von der Geliebten bevorzugten Nebenbuhlers durch das höchst einfache Mittel der Ermordung entledigen; zuletzt wird er aber durch das Mitleid von dem Morde zurückgehalten. „Wo liegt demnach das Fundament der Moral?" ruft Schopenhauer

triumphirend aus — nun, ich finde, daß man hier von Moral eigentlich nicht mehr reden kann. Held Titus mußte entweder trachten, liebenswürdiger zu werden in den Augen seiner Holden, also seine Valenz gegen die seines Nebenbuhlers zu erhöhen, und wenn ihm dies nicht gelang — wenn also die Angebetete seine Liebe oder Liebenswürdigkeit nicht für voll äquivalent der ihrigen anerkennt, so hat er sich an den Grenzen des socialen, reciproken Aequivalenzmaßes resignirt zurückzuziehen und muß entweder mit einer minder preciösen Dame vorlieb nehmen — die Valenz seiner Liebe geringer anschlagen — oder er kann — ein zweiter Ritter Toggenburg — unter den Fenstern der Geliebten schmachtend in Treue vergehen. Das ist freilich alles nicht dramatisch, aber natürlich sittliches Aequivalenzgebot.

Das Mitleid, welches durch Schopenhauer zur Grundlage der Sittlichkeit erhoben wurde, indem er es als allein echte und moralische Triebfeder hinstellt, verdient also diese hohe fundamentale ethische Bedeutung nicht. Die einzige moralische Triebfeder für alles sittliche Thun ist nur das Urtheil und das Gefühl für Recht und Unrecht, das Urtheil und das Gefühl für die sociale Pflichtgrenze. Wenn wir aus Mitleid etwas thun, kann es vom sittlichen Standpunkt auch unrichtig sein, — wenn wir weiters aus Mitleid etwas thun, thun wir es eigentlich aus egoistischer Neigung; weil es uns wehe thut, den Anderen leiden zu sehen, helfen wir ihm, und was wir aus Neigung thun, kann eben oft sittlich ganz unstatthaft sein. Namentlich häufig kann man solches bei Eltern, insbesondere bei Müttern finden, die ihre Kinder aus Mitleid mit vollem Bewußtsein verziehen. Wenn auch aus Mitleid manches Gute gestiftet wird, so ist das durchaus nicht genügender Grund, um es ethisch so ausnehmend hoch anzuschlagen. Aus Eitelkeit wird auch manches Gute gestiftet, aus Furcht vor irdischer oder himmlischer Strafe wird manches Schlechte unterlassen, oder aus Furcht vor übler Nachrede oder aus Hoffnung auf Lohn und Auszeichnung wird auch Manches gethan und unterlassen, und doch wird Niemand diese Gefühle als ethische Fundamente aufführen wollen. Das sittlich Maßgebende ist allein das Vernunftsurtheil zwischen Recht und Unrecht und das Pflichtgefühl, welches im Menschen sich entwickelt hat, und welches mit angenehmen oder unangenehmen Affecten verbunden ist und so gleichsam „uns durchwärmt", je nachdem uns etwas sittlich Maßhaltendes oder etwas sittlich Maßloses zur Beurtheilung vorliegt, — ebenso wie schöne und unschöne Objecte in unserer Wahrnehmung außer dem Urtheil das Gefühl der Lust oder Unlust in uns erregen. Und wir können

aus Mitleid zum Beispiel ebensowenig etwas Unrechtes für Recht halten und dabei moralisch befriedigt sein, wie wir aus Mitleid nicht an Etwas ästhetisch uns erfreuen können, was sonst für uns unschön ist.

Auf die weitgehenden Analogien unseres reciproken Maßgefühles mit den sogenannten ästhetischen Gefühlen müssen wir immer wieder getrost hinschauen als auf eine sichere Gewähr für die Richtigkeit unseres Weges, weil diese Gefühle schon mehr aus den metaphysischen Nebeln herausgewickelt in den Kreis rein physiologischer Betrachtung gestellt sind: so wie es Leute giebt, denen das Zusammenklingen von zwei disharmonischen Tönen geradezu wehe thut, während vielen anderen Leuten eine solche Disharmonie ziemlich gleichgültig ist — so wie also im Allgemeinen die Grenzen der Empfindlichkeit für disharmonische Töne (oder auch Farben) in unendlichen Abstufungen weit auseinander liegen von der absoluten Stumpfheit bis zur nervösen Empfindlichkeit und wie diese Empfindlichkeit Uebergänge zeigt in krankhafte Perversitäten — ebenso finden wir es bei den Empfindungen des socialen Maßgefühles. Dieses sociale Maßgefühl können wir daher nur ansehen als eine specifische physiologische Qualität unseres Bewußtseins, welche sich während der Entwickelung unseres Geschlechts im Laufe der Jahrtausende durch unsere sociale Lebensweise entwickelt hat.

Die Wurzeln dieser physiologischen Qualität unseres Bewußtseins sehen wir schon in der Thierwelt. Bei Thieren, welche in Heerden, in Colonienstöcken oder in größeren Familien leben, finden wir viele Erscheinungen, welche ein bestimmtes Abgrenzen von Leistungspflichten und Genußrechten, sowie ein deutliches Reciprocitätsgefühl erkennen lassen. Nicht minder läßt sich erkennen, daß diese gegenseitigen Pflichtabgrenzungen immer vorerst dem Wohle der ganzen Heerde zu statten kommen, weiters aber im Gesammtwohle jedes Individuum die relativ beste Gewähr seiner eigenen Prosperität findet — ganz wie es bei dem in Societät lebenden Menschen der Fall ist.

Unser Urtheil für Recht und Unrecht, sowie unser Gefühl für Recht und Unrecht, was nichts Anderes ist als unser Gefühl für das sociale, auf reciproken Aequivalenzen beruhende und auf rationeller natürlicher Basis festgesetzte Pflichtmaß, ist demnach die einzige richtige Grundlage für all unser sittliches Thun. Diesem Gefühl steht allerdings das kolossale Gefühl des Egoismus gegenüber. Es sieht Jeder seinen unmittelbaren Vortheil darin, daß er sich die Arbeitserfolge von Anderen aneignet, ohne dafür das entsprechende Aequivalent zu leisten; daß er sein Behagen vermehren will auf Kosten der Anderen, daß er Lohn

will, wo Andere gearbeitet haben und ernten will, wo Andere gesäet. Das geringe Mißbehagen, welches ihm das verletzte Maßgefühl (oder sein Gewissen) bei dem Abweichen von der Aequivalenzpflicht verursacht, nimmt er dann mit in den Kauf, wie etwa der Schlemmer den verdorbenen Magen oder der Säufer den Katzenjammer; und kann er nur die Klippen nachweislicher Gesetzesverletzung und Strafe umgehen, wird sein Mißbehagen über die verletzte Maßpflicht immer mehr eingeschläfert und seine Empfindlichkeit dafür immer stumpfer — ganz wie unser ästhetisches Urtheil und Gefühl verdorben wird durch längere Beschäftigung mit unschönen Dingen. Unser sittliches Maßgefühl will eben auch gepflegt, geübt und entwickelt werden, denn leider ist es in sehr Vielen von uns noch lange nicht so mächtig, um dem kurzsichtigen Egoismus nur einigermaßen die Wage zu halten!

(Schluß folgt.)

Das Berg- und Hüttenwesen Oesterreich-Ungarns.

Von Bergwerksdirector Raphael Hofmann.

Das Berg- und Hüttenwesen gehört jenem Theile volkswirthschaftlicher Thätigkeit an, welcher in seinen Betriebszweigen die Rohproduction und die Industrie gleichzeitig umfaßt und dadurch ein wichtiges vermittelndes Bindeglied zwischen den Existenzbedingungen der Bevölkerung und dem Verkehre derselben unter sich und mit dem Auslande repräsentirt.

Die Wichtigkeit des Berg- und Hüttenwesens tritt daher ganz besonders in der österreichisch-ungarischen Monarchie hervor, wo die Stufen der culturellen und industriellen Entwickelung der einzelnen Länder und dieser wieder gegenüber den westlichen und östlichen Nachbarländern eine so hochverschiedene ist.

So lange die einzelnen Länder der Monarchie noch nicht mit Schienenwegen verbunden waren und der Verkehr mit dem Oriente durch die geographische Lage erleichtert war, fand ein günstiges Verhältniß von Nachfrage und Angebot statt. Hierin lag zum großen Theile die Hauptursache der Prosperität des österreichisch-ungarischen Berg- und Hüttenwesens.

Durch den Ausbau der Eisenbahnen nach Deutschland einerseits, dann aus Oesterreich-Ungarn und Deutschland nach den Donaufürstenthümern und nach Rußland, sowie durch die in neuerer Zeit so kolossal veränderten Eisen- und Metallpreise, ist die Lage des österreichisch-ungarischen Berg- und Hüttenwesens eine viel ungünstigere geworden.

Am grellsten drückt sich das bei der Eisenindustrie aus, die in Oesterreich-Ungarn nicht so günstige natürliche Bedingungen hat als in Deutschland.

Im Kampfe ums Dasein hat das Berg- und Hüttenwesen der Monarchie wahrlich einen schweren Stand, weil ihm — wie bei der Eisenindustrie — die prägnant günstigen natürlichen Bedingungen fehlen, und wo diese vorhanden wären, wie z. B. beim Metallbergbaue und Hüttenwesen, andere Hindernisse hemmend einwirken. Oesterreich-Ungarn kann mit Stolz auf die bisherigen Leistungen seiner Montanindustrie blicken und nur eine gewisse Voreingenommenheit kann die einzelnen ganz außerordentlichen Leistungen verkennen.

Wenn wir dem umfangreichen Materiale an technischer und statistischer Literatur über das österreichisch-ungarische Berg- und Hüttenwesen im Rahmen, und entsprechend der Tendenz dieses Organes einige kritische aphoristische Betrachtungen hinzufügen, so thun wir dies im vollen Bewußtsein der Größe und Schwierigkeit dieses Kampfes; wir wollen einen Beitrag liefern zur richtigen Würdigung der Vergangenheit, zum Verständnisse der Gegenwart und so die Ansichten klären helfen für die richtigen Maßnahmen der Zukunft.

Es dürfte auch von Interesse sein, die Berg- und Hüttenbetriebsresultate Oesterreichs und Ungarns statt wie bisher getrennt, als Ganzes dargestellt zu betrachten.

Um über den Fortschritt oder Rückschritt der einzelnen Productionszweige im letzten Decennium eine Orientirung zu gewinnen, haben wir die Ergebnisse der Jahre 1875, 1880 und 1885, respective 1884 übersichtlich zusammengestellt und geben nach Darstellung der einzelnen Productionszweige zum Schlusse eine Gesammtübersicht der Werthe der gegenwärtigen Jahresproduction des Berg- und Hüttenwesens der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Wir theilen das gesammte Berg- und Hüttenwesen in vier Gruppen:

I. Das Metall-Berg- und Hüttenwesen, umfassend Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Blei, dann cumulativ alle übrigen als Erze und Fabricate in den Handel gelangenden Berg- und Hüttenproducte;

II. Kohle;

III. Eisen;

IV. Salinen.

I. Metall-Berg- und Hüttenwesen.

Oesterreich	Gewicht in Metercentnern			Werth in Gulden		
	1875	1880	1885	1875	1880	1885
Gold . .	0·145	0·410	0·235	15 345	58 300	34.970
Silber . .	248	304	360	2,282.262	2,696.108	3,214.198
Quecksilber	3.697	3.691	4.886	1,548.462	775.679	940.044
Kupfer . .	3.939	5.001	5.918	378.068	382.157	358.514
Blei . . .	41.333	56.440	85.252	1,055.042	1,055.042	1,254.562
Glätte . .	29.765	35.906	33.059	681.697	652.001	430.949
Andere*) .	319.128	280.011	336.774	1,276.711	2,318.511	1,836.525
Zusammen	398.110	381.351	446 250	7,237.587	7,969.624	8,069.762

Ungarn	Gewicht in Metercentnern			Werth in Gulden		
	1875	1880	1884	1875	1880	1884
Gold . .	15	16	16	2,199.882	2,237.675	2,349 984
Silber .	212	174	150	1,911.209	1,569.942	1,353.989
Quecksilber	180	180	83	48.900	36:142	14.123
Kupfer . .	10.468	8.302	6.183	948.981	602.332	428.109
Blei . . .	17.333	16 986	17.648	355.250	251.369	254.700
Glätte . .	2.016	4.645	2.253	48.008	79.851	34.930
Andere*) .	245.815	964.958	907,962	1,171.162	1,165.316	674.807
Zusammen	476.040	995.261	934.250	6,683.392	5,942.627	5,110.642

Der Werth der Gesammtproduction des Metall-Berg- und Hüttenwesens ist somit in Oesterreich um circa 800.000 fl. gestiegen, dagegen in Ungarn um circa 1,500.000 fl. gefallen.

*) Mit Hinweglassung des Werthes der verhütteten Erze, jedoch unter Hinzuzählung des Werthes der verkauften Erze.

Betrachten wir nun die einzelnen Productionszweige für sich. Abgesehen von der Steigerung der Silberproduction im Jahre 1885 in Oesterreich, ist die Edelmetallproduction sowohl in Oesterreich als auch in Ungarn ziemlich gleich geblieben. Die Ergiebigkeit der Erzlagerstätten der altehrwürdigen Staats- und Privatbergwerke Přibram, Schemnitz, Kremnitz, Nagybánya, Nagyág sichern der Monarchie die gleiche Edelmetallproduction für eine ferne Zukunft.

In Oesterreich schenkt man in neuerer Zeit den verlassenen alten Goldbergbauen der Tauernkette, der böhmischen, mährischen und schlesischen Gebirgszüge wieder einige Aufmerksamkeit und scheint sich, gestützt auf die Fortschritte der Bohrtechnik und Aufbereitung, in den Goldbergwerken zu Rauris, Freiwaldau, bei Altenberg in Mähren und an anderen Orten, vermehrte bergmännische Thätigkeit zu entwickeln.

In Ungarn hat sich in neuester Zeit deutsches, französisches und englisches Capital mit Vorliebe den siebenbürger Goldbergwerken zugewendet. Die Lagerstätten einiger Werke, wie: Boicza, Ruda, Zdraholz, Kristyor, Vulkoj, Faczebai u. a. sind wohl geeignet, bei rationeller kräftiger Ausbeutung eine höhere Metallproduction zu gestatten, und einem den Verhältnissen entsprechenden richtig bemessenen größeren Capitalsaufwande lohnende Verzinsung zu gewähren. Verschiedene heute schon mißglückte Versuche rathen jedoch zu großer Vorsicht angesichts der in letzter Zeit vielfach ganz überschwenglich verlockend dargestellten siebenbürger Goldbergbau-Verhältnisse. Dasselbe gilt auch von dem als ganz absonderlich günstig dargestellten, kaum lohnenden Goldvorkommnisse kraku ku aur bei Bogschan im Banate.

Den größten Theil der siebenbürger Goldproduction liefert der schon von den Römern betriebene sogenannte Kleinbergbau bei Vöröspatak und Abrudbánya. Es liegt nahe, diese in primitivster Weise betriebene Goldgewinnung als besonders lohnendes Speculationsobject für das Großcapital darzustellen.

Auf einer Fläche von kaum 360 Hektaren sind im Abrudbánya-Vöröspataker Reviere 176 Bergobjecte verliehen, und besteht in den oberen Horizonten eine fortwährende Bewegung des Besitzes der sogenannten Hohlkugelmaßen und anderer Kleinmaßen. Die Thätigkeit einer halb ackerbautreibenden, halb bergmännischen Bevölkerung bewirkt hier seit Jahrhunderten den größten Theil der Goldproduction. Meist ohne regelmäßigen Arbeitslohn beschäftigen sich die Leute auf ihrem kleinen Besitze in der Zeit, die ihnen nach Bestellung ihres Ackers übrigbleibt, und der ihnen in Folge der Sterilität des Bodens ein für ihre

Erhaltung genügendes Auskommen nicht zu bieten vermag, unter dem Sporne eines möglichen zufälligen großen Gewinnes mit der an und für sich nicht unbedeutenden Goldproduction. Es ist sehr fraglich, ob diese Goldgewinnung eine gewinnbringende ist, man muß leider in dieser Gegend vielseitige Anzeichen des Verfalles, der Verarmung constatiren. Noch berechtigter ist der Zweifel, ob der Goldbergbau dann gewinnbringend sein wird, wenn die Leistung der Arbeiter, die heute gewissermaßen unbewerthet als ein Glückseinsatz betrachtet wird, bei geregeltem Betriebe nach ihrem wirklichen Werthe bezahlt werden muß.

Die verwickeltsten Besitzverhältnisse und andere sociale Fragen erschweren hier in unglaublicher Weise die Bildung größerer Gesellschaften, da die Tausende von Kleingewerken sich am allerwenigsten im Gesetzeswege beseitigen lassen dürften. Die Accumulation des Besitzes wird erst dann durchführbar sein, wenn die heutige Eigenlöhnerarbeit ganz und gar nicht mehr lohnend ist, wenn die allerdings heute noch vorkommenden Glücksfälle noch seltener werden, wenn — es ist eine trostlose Prognose — die Bevölkerung dem Bettelstabe nahe ist.

Die Edelmetallproduction Ungarns im Allgemeinen kann sich nur durch Verbesserungen im Metallhüttenwesen und durch günstigere Einlösungstarife dauernd heben. Dieses Thema berühren wir bei der Abtheilung „Kupfer und Blei“.

In der Quecksilberproduction der Monarchie spielt das altbewährte Werk Idria mit über 90 Procent der Gesammtproduction die allein ausschlaggebende Rolle mit 4658 Metercentnern im Jahre 1885. Trotzdem in Oesterreich die Production seit 1875 um 1200 Metercentner gestiegen ist, hat sich der Productionswerth um circa 600.000 fl. verringert. Mit anderen Worten: Der Preis des Quecksilbers ist in diesem Decennium von 400 fl. auf 200 fl. pro Metercentner gefallen.

Nur langsam entwickeln sich die anderen Quecksilberwerke in Illyrien 2c.

In Ungarn ist die Quecksilberproduction gegenwärtig nur durch die oberungarischen Werke (aus Fahlerzen) vertreten. In Zalathna hat die Production ganz aufgehört; die durch Belgier und Franzosen versuchte Emporbringung des Zalathnaer Quecksilberbergbaues hat zu keinem günstigen Resultate geführt.

Die Kupferproduction ist in dem hier behandelten Zeitabschnitt in Oesterreich um circa 2000 Metercentner gestiegen und hat sich in Ungarn um 4000 Metercentner vermindert. Die Blei- und Glätteproduction hat sich in Oesterreich um circa 40.000 Metercentner

gehoben und hält sich nahezu auf dem anfänglichen Productionswerthe des Decenniums; in Ungarn bleibt das Productionsquantum nahezu gleich, und sinkt der Productionswerth um 100.000 fl.

In Oesterreich erhält sich Brixlegg in Tirol auf der gewohnten Höhe von 2500 bis 3000 Metercentner Kupfer im Jahre und nahm der Kupferbergbau in Mitterberg in neuerer Zeit einen erfreulichen Aufschwung.

Wenn auch in den Ziffern der Tabelle nicht mit inbegriffen, so ist doch die ansehnliche Kupfergewinnung (sowie auch die von Silber und Gold) des Eisenwerkes Witkowitz aus den Schwefelkiesabbränden hier besonders hervorzuheben.

Die Höhe der österreichischen Bleiproduction ist durch die Přibramer, Bleiberger, Mieser und andere Lagerstätten gesichert, und kann bei günstiger Conjunctur leicht gesteigert werden.

In Ungarn steht in der Kupferproduction obenan die oberungarische Waldbürgerschaft, dann der Nagybanyaer, Felsöbányaer District und Balánbánya in Siebenbürgen. An der Bleiproduction ist der Schemnitzer, Kremnitzer, Neusohler District, ferner Nagybánya und Zalathna betheiligt; die Kupfer- und Bleiproduction im Banate liegt ganz darnieder.

Wir greifen zurück auf die besorgnißerregende Thatsache des Rückganges der Kupfergewinnung in Ungarn. Die Kupferproduction betrug im Jahre 1867 24.000 Metercentner im Werthe von 1,900.000 fl., 1869 17.488 Metercentner im Werthe von 1,488.000 fl. und sinkt im Jahre 1885 auf 6138 Metercentner im Werthe von 428.100 fl., also eine Productionsverminderung um 13.000, respective 10.000 Metercentner und eine Werthverminderung von über 1½, respective 1 Million Gulden!

Nur zum Theile ist dieser bedeutende Rückgang auf Werthverminderung des Kupfers zurückzuführen. Nach dem politischen Ausgleiche haben die betheiligten Kreise Ungarns ein Emporblühen des ungarischen Metallbergbaues und Hüttenwesens erhofft; statt dessen hat die Staatsverwaltung, in deren Händen die Metallschmelzhütten sich befinden, diesem wichtigen Zweige der Volkswirthschaft sich nicht nur apathisch gegenübergestellt, sondern geradezu hemmend auf seine Entwickelung eingewirkt. Der heutige Verfall des ungarischen Metallbergbaues datirt seit der denkwürdigen Reichstagssitzung am 9. März 1871, in welcher gelegentlich der Verhandlung über die getrennte Administration der Montanforste, der damalige Finanzminister jene Maximen proclamirte,

welche nicht nur die Existenzbedingungen des Privat-, sondern auch des Aerarial-Bergbaues schwer schädigte.

Man hat es auch versäumt, die Metallhüttenwerke den Bedürfnissen und Fortschritten der Neuzeit entsprechend umzugestalten und die Einlösungstarife günstiger zu stellen. In Folge der Unterlassung dieser den Bergbau hebenden Mittel ist der bergmännische Unternehmungsgeist erlahmt, mußten eine Reihe von Bergwerken aufgelassen oder zum mindesten deren Betrieb reducirt werden. Während anderwärts, z. B. in Sachsen, Erze und Schlicke mit $1^1/_2$ fl. Metallwerth noch einlösungswürdig sind, zeigt die Statistik des Jahres 1884 den Werth der eingelösten Erze mit 5 fl. 8 kr. bis 13 fl. 75 kr. Kupfererze unter 6 Procent Metallgehalt sind, wenn nicht gleichzeitig gold- und silberhaltig, in Nagybánya und Zalathna uneinlösungswürdig. Hunderttausende Centner Schlicke mit $1^1/_2$ bis 2 fl. Metallwerth werden in Siebenbürgen alljährlich der wilden Fluth übergeben.

Die fachkundige Feder des Baron Leithner hat besonders über die Rückschritte der Kupferproduction der oberungarischen Waldbürgerschaft sehr beherzigende Nachrichten veröffentlicht; derselbe kommt zum Schlusse: daß die Hebung der oberungarischen Kupferproduction durch Einführung einer zweckmäßigeren Verhüttung — Einführung des Bessemerverfahrens, dann — an Stelle der Ausfuhr kupferhaltiger Schwefelkiese — durch Einführung der Schwefelsäuregewinnung im Inlande, und Metallgewinnung aus den Rückständen bewirkt werden könnte.

Speciell der Siebenbürger Metallbergbau vermöchte durch Errichtung einer Soda- und Chemikalienfabrik in Verbindung mit Einlösung und Zugutebringung metallhaltiger Kiese und Erze, sowie durch Verwerthung der Nebenproducte einen nicht geahnten Aufschwung zu nehmen, besonders in der Nähe von Karlsburg, wo billiger Brennstoff, billiges Salz ꝛc. disponibel ist.

Von den anderen Berg- und Hüttenproducten heben wir hervor:

In Oesterreich im Jahre 1885:

Zink im Werthe von	651.890	fl.
Schwefelsäure und Alaun im Werthe von	499.358	„
Graphit „ „ „	579.286	„
Blaupräparate „ „ „	193.800	„
Alaun „ „ „	131.393	„
Manganerze „ „ „	81.756	„
Antimon „ „ „	64.300	„

In Ungarn im Jahre 1884:

Schwefelkies im Werthe von	. . . .	173.661 fl.
Nickel und Kobalterze und Präparate im Werthe von	.	125.016 „
Antimonerze und Producte	„ „ „ .	69.303 „
Manganerze	„ „ „ .	17.607 „
Alaun ehemals bis 45.000	„ „ „ .	—
Zink ehemals bis 130.000	„ „ „ .	—

Während der Werth inbegriffen der sonstigen, zu dieser Abtheilung zählenden Bergbau- und Hüttenproducte in diesem Decennium in Oesterreich von 1·2 Millionen Gulden auf 1·8 Millionen Gulden steigt, fällt derselbe in Ungarn von 1·1 Millionen auf 0·67 Million Gulden.

II. Kohlenbergbau.

Oesterreich	Gewicht in Metercentnern			Werth in Gulden		
	1875	1880	1885	1875	1880	1885
Braunkohle	68,512.655	84,206.469	105,141.529	15,424 495	15,375.757	18,258.134
Steinkohle	45,496.235	58,896.311	73 786.655	18,588.216	19 336.728	22,669.019
Zusammen	114,008.891	143,102.780	178,928.184	34,012.711	34,712.485	40,927.153

Ungarn	Gewicht in Metercentnern			Werth in Gulden		
	1875	1880	1885	1875	1880	1885
Braunkohle	8,155.469	10,133.926	15,867.663	2,598.653	2,783.811	4,546.581
Steinkohle	6,356.111	8,050.472	9,558.787	2,928.113	4,167.936	4,539.635
Zusammen	14,511.580	18,184.398	25,426.450	5,526.766	6,951.747	9,086.216

Die Gesammtproduction der Monarchie ist in diesem Decennium von 128,520.461 Metercentnern auf 204,354.634, also um 61·6 Procent gestiegen, und zwar fand eine Productionserhöhung in Oesterreich um 57 Procent und in Ungarn um 77·8 Procent statt. Hiervon entfallen auf Braunkohle in Oesterreich 54·04 Procent, in Ungarn 95 Procent, im Durchschnitt 58 Procent; auf Steinkohle in Oesterreich 62 Procent, in Ungarn 50 Procent, im Durchschnitt 60 Procent.

Die Durchschnittswerthe pro Metercentner stellen sich in:

	Oesterreich			Ungarn		
	1875	1880	1885	1875	1880	1885
	Kreuzer			Kreuzer		
Bei Braunkohle	22	18·3	17·4	32	27	28·7
Bei Steinkohle	41	32	30	46	52	47·5

An der Gesammtproduction von Braunkohlen in Oesterreich waren 1885 betheiligt:

Böhmen . . mit 78·1 Millionen Metercentnern oder 74·28 Procent;
Steiermark . „ 19·7 „ „ „ 18·75 „
Oberösterreich „ 2·6 „ „ „ 2·50 „
Krain . . „ 1·3 „ „ „ 1·28 „
Mähren . . „ 1 „ „ „ 1·01 „
Kärnten . . „ 0·8 „ „ „ 0·79 „
Istrien . . „ 0·7 „ „ „ 0·68 „
Tirol, Dalmatien, Vorarlberg, Niederösterreich, Galizien und Schlesien mit 0·74 Million Metercentnern oder 0·74 Procent.

Die Productionssteigerung gegen 1884 betrug 5,055.000 Metercentner, woran Böhmen mit 4,812.000 Metercentnern, Steiermark mit 222.000 Metercentnern betheiligt ist. Die Productionssteigerung war bedingt durch Vermehrung des heimischen Consums und Steigerung des Exportes nach Preußen, Schlesien, Elsaß-Lothringen, Bayern, Thüringen und in die Schweiz um 3·7 Millionen Metercentner gegen 1884; Böhmen allein ist hieran mit 3·3 Millionen betheiligt.

An der Gesammtproduction Oesterreichs an Steinkohlen sind betheiligt:

Böhmen . .	mit 33·9	Millionen	Metercentnern	oder 45·93	Procent.
Schlesien .	„ 24·6	„	„	„ 33·35	„
Mähren . .	„ 10·3	„	„	„ 13·09	„
Galizien . .	„ 4·4	„	„	„ 6·01	„
Niederösterreich	„ 0·5	„	„	„ 0·71	„
Steiermark	„ 0·003	„	„	„ 0·01	„

Die Productionssteigerung gegen 1884 betrug 1,870.000 Metercentner. Die größte Production hatten die freiherrlich Rothschild'schen Werke in Mährisch-Ostrau mit über 6½ Millionen Metercentnern, die Werke der österreichisch-ungarischen Staatsbahn in Kladno und andernorts mit 6, des Grafen Larisch in Kawin mit über 4, des Grafen Wilczek in Polnisch-Ostrau mit über 3, der Ferdinands-Nordbahn mit 2·9, der Prager Eisenindustrie Kladno ꝛc. mit 4·9 und der Buschtiehrader Bahn mit 4·1 Millionen Metercentnern. Verkokst wurden 7,982.828 Metercentner und daraus 4,911.192 Metercentner Koks im Werthe von 4·9 Millionen Gulden producirt.

Exportirt wurden 7,906.928 Metercentner Steinkohlen und 516·000 Metercentner Koks, im Ganzen um 1·54 Millionen Metercentner mehr als 1884, und zwar nach Ungarn, Preußen, Bayern, Sachsen, Italien, Rußland, Rumänien und in die Schweiz.

Die Steinkohleneinfuhr aus Oberschlesien ist im stetigen Steigen begriffen; sie betrug 1880 11,549.000 Metercentner und beläuft sich 1885 mit 18 Millionen Metercentnern.

Gegen die Ausfuhr mit rund 8 Millionen Metercentner bleiben noch immer 10 Millionen Metercentner Bedeckung vom Auslande.

Im Großen betrachtet sind die österreichischen Kohlenvorkommnisse bereits in kräftigen Händen, erfreuen sich guter Communicationsmittel und bester technischer Leitung; sie sind dem heimischen Bedarfe und der Exportconjunctur entsprechend in stetiger Entwickelung begriffen. Billigere Frachten, besonders Wasserfrachten, werden den Export noch heben, der, wie erwähnt, bereits nach der Schweiz und Elsaß-Lothringen reicht, und im Jahre 1885 sich beziffert an:

Braunkohlen mit . . .	39,947.965	Metercentnern
Steinkohlen „ . . .	7,906.928	„
Zusammen: .	47,854.893	Metercentner,

im Werthe von über 17 Millionen Gulden.

Den Kohlenbergbau in Ungarn hat Professor M. von Hantken im Maiheft 1886 der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ bereits detaillirt beschrieben.

An der Braunkohlenproduction des Jahres 1885 waren betheiligt:

Das Salgotarjaner Gebiet	mit 8,410.088	Mtrctr.,	od. 53·2	Proc.
„ Diosgyör und Rima-Murá-Gebiet . .	„ 1.963.556	„	„ 12·4	„
„ Zsilythal . . .	„ 1,783.289	„	„ 11·2	„
„ Leithagebiet . .	„ 1,300.413	„	„ 8·2	„
Gran und Dorog . .	„ 688.642	„	„ 4·37	„
Ajka	„ 685.896	„	„ 4·34	„
die Barother Gegend . .	„ 353.580	„	„ 2·2	„
Brennberg	„ 298.927	„	„ 1·8	„
Croatien	„ 160.371	„	„ 1	„
andere kleinere Bergbaue	„ 222.901	„	„ 1·2	„

An der Steinkohlenproduction waren betheiligt:

Die Fünfkirchner Werke . .	mit 5,534.610	Mtrctr.,	od. 58·2	Proc.;
„ österr.-ungarische Staatsbahngesellschaft . . .	„ 3,478.825	„	„ 36·3	„
„ Berzaska der Gebrüder v. Gutmann	„ 480.900	„	„ 4·9	„
„ Umgebung von Kronstadt .	„ 64.452	„	„ 0·6	„

Der Export beschränkt sich auf Rumänien und Serbien und ist zur Zeit noch belanglos.

Ungarns Kohlenproduction ist heute noch in der Entwickelung begriffen. Dieselbe betrug im Jahre 1864 nur 6·1 Millionen Metercentner und bezifferte sich 1885 auf 25·2 Millionen Metercentner, um 176.887 Metercentner mehr als im Vorjahre 1884.

Außer den verschiedenen, wegen Mangel an Bahnverbindungen und Absatzmangel noch nicht in Betrieb genommenen Kohlengebieten sind einer ganz bedeutenden Entwickelung fähig: das Zsilythal, das Graner und Fünfkirchner Kohlengebiet und in Croatien das in neuester Zeit durch die Zagorianer Bahn aufgeschlossene Krapinaer Vorkommen.

Insbesondere die mächtigen und zahlreichen Kohlenflötze des olygocänen Zsilythaler Kohlenbeckens in Siebenbürgen dürften eine ganz außerordentliche Ausbeutung erfahren, wenn die directe Bahnverbindung mit Rumänien, den Donau- und den Balkanländern durchgeführt sein wird. Die im westlichen Thale des Zsilythales in neuester Zeit aufgeschlossenen und in Abbau genommenen Kohlenflötze zeichnen

sich durch besondere Reinheit und den besten Steinkohlen nahe kommende chemische Zusammensetzung aus; sie enthalten 73·10 Procent C, 4·90 Procent H und 15·2 Procent O, und geben nach mehrfachen im Großen durchgeführten Versuchen 61·5 Procent des besten Koks.*)

Im Interesse des ungarischen Kohlenbergbaues und des Aufblühens der mit ihm engverbundenen Industrie ist es zu wünschen, daß die berggesetzliche Seite des Kohlenbergbaues bald durch das lange ersehnte ungarische allgemeine Berggesetz geregelt werde. In Siebenbürgen und Croatien ist die Kohle freigegeben nach den Bestimmungen des allgemeinen österreichischen Berggesetzes vom Jahre 1854, während in Ungarn der Kohlenbergbau durch die Bestimmungen der Judex-Curialconferenz beschränkt ist.**) Der von der Regierung im Jahre 1870 ausgearbeitete Berggesetzentwurf giebt der Kohle vollkommene Bergfreiheit; nachdem man sich nach mehrfachen Berathungen über einen Modus der Freigebung der Kohle unter gleichzeitiger Wahrung der Interessen des Grundbesitzes geeinigt hat, dürfte wohl das ungarische allgemeine Berggesetz baldigst der Legislative vorgelegt werden.

---

*) „Oesterreichische Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen", XXXIV. Jahrgang 1886 und Bány. és kohászati lapok, Jahrgang 1886. Nr. 5, 6, 7.

**) „Oesterreichisch-Ungarische Revue" 1886, Heft II, S. 46.

(Schluß folgt.)

Die Kunst in Dalmatien.

Von Prof. Alois Hauser.

Jeder, der heute mit offenem Auge Dalmatien, sei es der Küste entlang, sei es auf den Inseln oder selbst im Inneren des Festlandes, bis zu den hoch aufgethürmten Bergen hin durchzieht, wird sich im Anblicke der vielen erhaltenen Denkmale der Kunst und der unzählbaren, immer wieder aufs neue zu Tage tretenden Fundobjecte, des Eindruckes nicht erwehren können, daß er ein Land betreten, das eine reiche bedeutungsvolle Vergangenheit gehabt. Auf Schritt und Tritt stößt er in den Werken der Kunst auf Zeugen und Belege, auf die verkörperten Illustrationen der Entwickelung und der Schicksale eines Landes, das nicht unberührt bleiben konnte von den Einflüssen der großen Culturströmungen der alten und neuen Zeit, der antiken und christlichen Welt. Die Lage des Landes begünstigte seine vielgestaltige und bedeutungsvolle Geschichte. Die hafenreiche Küste mit der davorliegenden schützenden Inselkette mußte zu Ansiedlungen und festen Niederlassungen förmlich einladen. Dabei ist Dalmatien zu jeder Zeit als ein Grenzland zwischen Orient und Occident zu betrachten, es ist der am weitesten in die westliche Welt vorgeschobene Posten, hinter dem sofort nach der Landseite jeder Cultureinfluß nur langsam und träge Boden fassen konnte. Als äußerstes Grenzland des Ostens hat seine Küste immer den Charakter einer Hauptstraße zwischen Orient und Occident bewahrt, es war ein Weg, auf dem sich Civilisation und Barbarei, Völker, Reiche, Kirchen bekämpften und festen Sitz gewannen. Die Kunstwerke, welche hier entstanden, tragen denn auch in ihrer Gesammtheit den Charakter der

Geschichte des Landes, insoferne sie die verschiedenfältigsten Stylperioden repräsentiren. Wir finden Zeugen der Vergangenheit, die weit hinaufreichen vor unsere Zeitrechnung, und diesen allmählich folgend die Werke der Antike, des Mittelalters und der neueren Zeit. Die bewegte Geschichte des Landes tritt aber namentlich auch in den dem Gottesdienste geweihten Objecten zu Tage. Der Kampf des Römerthums gegen das Griechenthum, des Christenthums gegen das Heidenthum, der römisch-christlichen gegen die griechisch-christliche (byzantinische) Kirche, endlich der christlichen Welt gegen die mohammedanische, hat hier in Bauwerken und sonstigen Kunstmalen Erinnerungen zurückgelassen, welche dem sehenden Auge in ihrer ganzen Bedeutung nicht entgehen können. Zu diesen verschiedenfältigen religiösen Einflüssen traten weiters die nationalen. Schon die antike Welt brachte für das Land den Kampf der Römer gegen die Griechen, in späterer Zeit aber scheint ein fortwährender Wechsel äußerer Einflüsse platzzugreifen, der theils schaffenden, theils zerstörenden Charakter hatte. Avaren, Gothen, Croaten, Serben, Italiener, Magyaren, Türken, Franzosen traten in raschem Laufe den Besitz des Landes an, kommen und gehen, bauen auf oder zerstören was Frühere geschaffen.

Daß ein fortwährender Einfluß von außerhalb auf das Land statt hatte, ist nach dem Gesagten nicht in Zweifel zu ziehen, dennoch war derselbe der Entwickelung einer charakteristischen Kunstthätigkeit nicht zu allen Zeiten abträglich. Nach den Verhältnissen des Landes und des hier oft rasch wechselnden Besitzes und Culturelementes dürfte es schwer fallen, irgend eine Oertlichkeit Dalmatiens in Parallele zu stellen mit den Culturcentren der Vergangenheit und daraus den Schluß zu ziehen auf eine von hier ausgegangene einflußreiche Kunstthätigkeit, welche in weiteren Kreisen ihren Wellenschlag fühlbar werden ließ. Wir werden hier vergeblich ein zweites Rom, Byzanz oder Florenz suchen, aber es wäre ebenso unrichtig, die Kunst in Dalmatien als eine in ihrer ganzen Erscheinung importirte und fremde unselbstständige zu bezeichnen. Das Land, das seine Kunstformen unter dem Einflusse der wechselnden Culturströmungen von außerhalb erhielt, hat dieselben nach den eigenen Existenzbedingungen charakteristisch zu gestalten gewußt, es hat aus Eigenem so viel beigetragen, daß es völlig unzutreffend wäre, seine Kunstwerke als pure Wiederholungen oder Nachbildungen verwandter Kunstleistungen in den zunächstliegenden Ländern zu bezeichnen. Namentlich wird das Gesagte für die Arbeiten der Antike und des Mittelalters gelten müssen, während den politischen Verhältnissen entsprechend die

Renaissanceperiode uns am wenigsten selbstständig und unabhängig schaffend entgegentritt. Die verschiedenfältige Gestaltung der dalmatinischen Monumente, sei es der Architektur, Plastik oder Malerei, stellt der Darstellung des Entwickelungsganges der Kunst in Dalmatien keine geringe Aufgabe. Künstler, Kunsthistoriker und Historiker müssen in einer Person zusammentreten, wollen sie erschöpfend klar stellen, in welchem Zusammenhange und wie sich Stein auf Stein vom Alterthum bis in die Neuzeit aufbauten zu der Erscheinung, die wir unter dem Begriffe Kunst in Dalmatien verstehen. Nach dem Gesagten möchten wir das Folgende als eine Skizze betrachtet sehen, in welcher namentlich das thatsächlich Erhaltene, dem Auge Sichtbare zum Ausgangspunkte der Erörterungen genommen wird, eine Skizze, in welcher die wichtigsten Erscheinungen zu einem theils lose, theils enger geknüpften Bande der historischen Entwickelung sich einfügen. Um das der Besprechung sich bietende vielfältige Material zu gliedern und zu ordnen, empfiehlt es sich, die hervorragendsten Momente der antiken Kunst, des Mittelalters und der Renaissance in einzelnen Abschnitten zu behandeln, wenn auch selbstverständlich, wie allerwärts, eine scharfe Trennung dieser Kunstperioden in Dalmatien weder existirte, noch der Zeit nach stricte durchzuführen sein wird.

I. Die Antike.

Dalmatien, das meerbespülte Land mit seiner reichen Inselkette, war schon in früher Zeit berührt von dem Einflusse eines hochentwickelten Culturvolkes. Große fruchtbare Inseln, geschützte Buchten und Hafenplätze, geschlossenes Meer waren fremden Ansiedlungen günstig und führten zu einer weit zurückreichenden Besiedlung durch griechische Colonisten. Im vierten Jahrhundert waren die Küsten und Inseln Dalmatiens mit griechischen Colonien bedeckt. Zu den bedeutendsten gehörten Epidaurus, Curzola und Lesina. Curzola war eine Colonie von Knidos, Lesina eine solche von Paros. Ermangelt es auch an bekannten baulichen Resten aus dieser Zeit, so geben doch Grabsteine, die auf Lissa, in Salona und anderwärts gefunden wurden, in Schrift und architektonisch-ornamentaler Ausstattung einen Beleg für griechische Kunstübung in diesem Lande, selbst ein reicher figuraler Fries griechischer Arbeit, aus Dalmatien stammend, wird im Museum zu Spalato bewahrt. Doch sollte es erst einem späteren, mächtigeren Einflusse vorbehalten bleiben, jene Bauthätigkeit nach Dalmatien zu übertragen, welche die ältesten erhaltenen Monumente, zugleich die Grundsteine einer langen Reihe baulicher Erscheinungen schuf.

Um sich vor dem Seeräuberunwesen zu schützen, das im dritten Jahrhundert an den Küsten und Inseln Dalmatiens durch die Bewohner derselben überhand nahm, wurden nach dem ersten punischen Kriege von Rom aus in den Jahren 229 und 219 Expeditionen ausgerüstet, welche einige Inseln und einen Theil der Küste in römische Gewalt bringen sollten. 168 v. Chr. wurde nach dem Kriege mit König Genthius von Scodra ein größerer Theil Illyriens von den Römern abhängig gemacht, die Erwerbung des Binnenlandes aber erst unter Cäsar, 45 v. Chr., ausgeführt. Nach der letzten Rebellion der Dalmater zu Beginn unserer Zeitrechnung wurde das Land nun völlig zur römischen Provinz und als Theil des römischen Reiches von dem nahen Rom mächtig beeinflußt. Römische Cultur und römisches Wesen machten sich an den Küsten allerwärts geltend, es entstanden Orte und Städte, welche in ihren Baulichkeiten dem Vorbilde Roms folgten und in ihrer Weise den Anforderungen des praktischen Bedürfnisses und dem Gottesdienste nach römischem Vorbilde Rechnung trugen. Wenn wir uns die heute noch vorhandenen Reste aus jener Zeit in Dalmatien vor Augen halten, können wir nicht zweifeln, daß die Küste und zum Theil auch das zunächst derselben liegende Festland von einer großen Zahl römischer Municipien und Orte besetzt waren. Der Charakter der Baulichkeiten läßt aber auch darauf schließen, daß die Bedeutung derselben auch nach der künstlerischen Seite in einem engen Bezuge zum Werthe des Landes stand, das gewissermaßen als die Schwelle der orientalischen Besitzungen der Römer angesehen werden muß. Hier war thatsächlich eine Kunstübung zu Hause, es beschränkte sich der Einfluß der Römer nicht blos auf Befestigungs- und Militärbauten, wie wir dies an den äußersten Grenzen des weit ausgedehnten Reiches finden, sondern man baute mit edlem, monumentalem Sinn. Die Kunstthätigkeit fand auch noch dadurch größere Impulse, daß aus dem römisch gewordenen Dalmatien selbst eine Anzahl Imperatoren hervorgingen, ja von einem derselben eine Bauthätigkeit entwickelt wurde, welche uns bis auf den heutigen Tag eines der imposantesten Werke antiker Monumentalarchitektur hinterlassen hat.

Viele Reste und römische Localitäten sind uns schon seit lange her bekannt und werden bei den Schriftstellern der letzten Jahrhunderte, wie Farlati, Fortis, Lavallée, Petter u. s. w., wiederholt genannt. An anderen Orten wurde aber erst in den letzten Jahrzehnten, namentlich unter Intervention der k. k. Centralcommission für Kunst und historische Denkmale und deren Organe ein reiches Material an Resten aufgedeckt

und gesammelt. Wenn nun auch nicht jeder archäologische Fund als ein solcher von künstlerischer Bedeutung anzusehen ist, giebt doch die reiche Zahl von baulichen Resten und Fundobjecten zusammengenommen ein Bild der Kunstthätigkeit und des Kunstbedürfnisses im Lande. Von den Localitäten, welche namentlich Beiträge lieferten, nennen wir in erster Linie das heutige Zara, das alte Jadera. Die architektonischen Fragmente sind hier in großer Zahl erhalten, wenn sie auch durch spätere Verbauungen versteckt, nur dem sehenden und suchenden Auge sichtbar werden. Wir nennen das Stadtthor, die heutige Porta marina, einen Theil eines Triumphthores, den eine römische Dame ihrem Gemahl, Lapicius Bassus, errichten ließ, dann die große Zahl zumeist reich sculptirter Fragmente, welche im Unterbau der im neunten Jahrhundert errichteten Donatuskirche Verwendung fanden, Baureste, die auf die beste Zeit der römischen Kunst hinweisen und auf eine große Zahl von Baulichkeiten, darunter vielleicht auch auf Tempel des Jupiter und der Juno schließen lassen. Zwei korinthische Säulen stehen noch auf den Hauptplätzen der Stadt aufrecht und die Fundamente eines größeren Bogenthores wurden auf der Piazza St. Simeone bloßgelegt. Nicht weit von Zara lag die alte Stadt Aenona, jetzt Nona, die allerdings größtentheils zerstört ist, dann Assevia, jetzt Podgraje, mit einer gut erhaltenen, vier Meter hohen Umfassungsmauer; dann gleichfalls im nördlichen Theile des Landes bei Kistagne die Reste der alten Stadt Burnum mit einer monumentalen Bogen- und Pfeilerstellung. Auch noch tiefer ins Land bis Knin reichen die Reste römischer Ansiedlungen. Weiter südlich ist fast jede Landschaft, jeder Ort an römische Erinnerungen geknüpft und dies gleicherweise an der Küste wie im Inneren Dalmatiens; so sind von Navona, jetzt Biddo, von Aequum, jetzt Citluk bei Sinj, von Delminium, jetzt Gardun und vielen anderen Orten bis in die Bocche di Cattaro hinab ansehnliche Reste erhalten. Die bedeutendste römische Stadt aber ihrer Größe wie baulichen Anlage nach muß Salona gewesen sein. Schon ihre Lage an einer tief ins Land einschneidenden Meeresbucht von hohen Bergen in weitem Kreise umgeben, ist prächtig, man möchte sagen, monumental. Die Gründung der Stadt wird in mythische Zeit zurückversetzt, sie wird später oft erwähnt, als fester Ort mit einem Seearsenale und als römische Colonie (Colonia Martia Julia). Ihrer Bedeutung entspricht die Ausdehnung derselben und es entsprechen ihr auch die trotz gewaltiger späterer Zerstörungen erübrigten Reste an Baulichkeiten und Fundgegenständen aller Art. Es sind dies namentlich die Umfassungsmauern und Thore, das Theater

und Amphitheater, die Basilika, die vielen Grabsteine und Sarkophage, Gläser, Bronze- und Goldsachen, Gefäße, geschnittenen Steine, Münzen u. s. w. Die Baulichkeiten und die vielen jetzt im Museum zu Spalato bewahrten Fundsachen sprechen deutlich genug von der einstigen Blüthe Salonas und von einer reichen Bethätigung der Bevölkerung im künstlerischen und kunstgewerblichen Sinne.

Viele von den Fundobjecten, zum Theil auch die Baulichkeiten Salonas, tragen schon die Merkmale einer späteren Culturperiode in dem Sinne, daß sie nicht mehr heidnischer Sitte und heidnischem Cultus entsprechen, sondern unter dem Einflusse christlicher Denkweise entstanden, denn von Salona aus verbreiteten sich die ersten Strahlen christlicher Lehre über das heidnische Dalmatien.

Gerade aber in dieser Zeit, welche die härtesten Kämpfe des heidnischen Kaiserthums gegen das erstarkende Christenthum sah, erhebt sich nochmals auf das Machtwort eines in Dalmatien geborenen römischen Kaisers römische Kunstthätigkeit zur Schaffung eines der imposantesten und für spätere Zeiten einflußreichsten Bauwerkes. Diocletian hat sich, wie bekannt, in der Nähe Salonas an der Küste des Meeres, in einer nach jeder Beziehung herrlichen Lage, einen ausgedehnten Palast erbaut, der ihm als Ruhesitz nach seiner Abdankung (305) dienen sollte. Der Palast eines Kaisers von der Bedeutung Diocletian's konnte kein unbedeutendes Bauwerk werden, er mußte sich mächtig entfalten, zu einem imponirenden Ganzen und ein volles Spiegelbild der Monumentalarchitektur seiner Zeit geben. Daß dies der Fall war, lernen wir an den Resten des Palastes kennen, die uns in ihrer Erhaltung glücklicherweise eine fast vollständige Vorstellung des ausgedehnten Objectes gewähren.

Mit der Erbauung des Palastes muß, nach den Dimensionen desselben, eine große baulich künstlerische Thätigkeit an der Stätte des heutigen Spalato eingezogen sein, welche gewiß nicht ohne Einfluß auf die ganze Umgebung bleiben konnte. Der Palast war ein Prachtbau im vollsten Sinne. Zwischen hohen Umfassungsmauern mit Thürmen und reich gegliederten Thoren, die heute noch als Mauern und Thore der Stadt Spalato erhalten sind, erheben sich Wohnräume verschiedener Form, Tempel und Mausoleum, Säulenhallen, Loggien u. s. w., die durchwegs in Material, Dimensionen und Ausführung monumentalen Charakter tragen. Kuppelbauten, Tonnengewölbe, Bogen- und Säulenstellungen, solides, ja zum Theil kostbares, von weit hergebrachtes Steinmaterial erinnern an die glanzvollsten Monumente der Römer, und

doch läßt sich unser Bauwerk nicht in Parallele stellen mit den römischen Bauten Italiens oder anderwärts.

Es treten uns hier ganz neue Erscheinungen entgegen, die namentlich in einem gewaltigen Schritte weiter zur selbstständigeren Erfassung und Ausbildung der hergebrachten Formen bestehen. Die römische Architektur war in den ersten Jahrhunderten ihrer monumentalen Aeußerungen ein Compromiß eingegangen, ihre Constructionen waren original und selbstständig erdacht, die äußere Form aber, der griechischen Architektur entnommen, den früheren auch nur äußerlich angepaßt. Es brauchte Jahrhunderte, bis beide Elemente völlig ineinander verwachsen schienen, bis die Scheu vor der freien Verbindung derselben gewichen war. Hier an der Küste Dalmatiens sehen wir nun ein Werk erstehen, das einen Wendepunkt nach dieser Seite bezeichnet, es mag nicht das einzige in seiner Art gewesen sein, als Palast des Kaisers aber dürfte es kaum seinesgleichen an Bedeutung und Einfluß gehabt haben. An der Schwelle des Orients mußte das Werk erstehen, das für die occidentalische Architektur der späteren Jahrhunderte so einflußreich werden sollte. Verbindungen von Bögen mit freistehenden Säulencombinationen von geraden und gekrümmten Gebälken über freistehenden Säulenreihen, Verwerthung von Bogengallerien über Wandconsolen, alles das sind Formen, die wir hier zum ersten Male mit voller Sicherheit verwendet finden. In gewissem Sinne steht die Architektur dieser Bauwerke der Wahrheit um Vieles näher als das Compromiß der Bauformen der augustäischen Zeit, der Glanzperiode der römischen Kunst, und es liegt außerdem in dieser hochbedeutsamen Erscheinung der Keim einer Weiterbildung der Formen, einer weiteren Ausgestaltung, die erst dann eintreten konnte, nachdem jener Schritt gethan war, der das lose Gefüge von Construction und Decoration aufhob und den Formen neue Bedeutung, neues Leben gab. Der Vorgang macht den Eindruck eines Gewaltactes und paßt insoferne vollkommen in den Palast Diocletian's, aber die Entfaltung der Architektur unter neuen Bedingungen und Anforderungen bedurfte der Durchhauung dieses Knotens, um sich aus der Lethargie der Jahrhunderte, dem fortwährenden passiven Widerstreite der baulichen Massen und griechischen Säulenordnungen zu befreien. Wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß nur die organisch entwickelte Bauweise Werth und Bedeutung habe, dann muß man zu dem Schlusse kommen, daß gerade was hier unternommen wird, eine solche anbahnt und auch thatsächlich im Gefolge hatte und daß der hier gemachte Schritt um Vieles höher steht als

die Formencombinirungen früherer Jahrhunderte, wenn sie auch mit großem äußerlichen Geschicke in Ausführung gebracht wurden.

Faßt man die Formen des Diocletianischen Palastes noch näher ins Auge, so wird man sich des Eindruckes nicht erwehren können, daß sich hier die verschiedensten Einflüsse geltend machten, um ein solches Werk zu Stande zu bringen. Der bewußteren Verbindung der Structur und Decorativformen steht auch eine Ausbildung der letzteren zur Seite, welche unbedingt auf spätgriechischen (orientalischen) Einfluß hinweist. Das Ornament, die Profilirungen der Gesimse, die Formen der Consolen sind mehr im griechischen als italisch-römischen Geiste ausgeführt, außerdem lassen griechische Steinmetzzeichen die Annahmen erhärten, daß griechische Baumeister, vielleicht selbst griechische Werkleute einen Hauptantheil an der Arbeit hatten. Wo die Werkleute hergekommen, wer der Baumeister gewesen, wird wohl schwerlich zu eruiren sein, solange nicht ein neuer glücklicher Fund darüber Auskunft giebt; daß das Werk aber in dieser und keiner anderen Form erstand, ist gewiß einer Kette von Einflüssen zu danken, in welcher die Localität und der fürstliche Bauherr nicht in letzter Linie zu erwähnen sind. Spalato, an einer lebhaften Wasserstraße zwischen Orient und Occident gelegen, der Sitz eines einst mächtigen Herrschers war berufen, jenen Grundton anzuschlagen, der von nun ab durch Jahrhunderte in der Architektur der späteren Zeit und des Mittelalters weiter klingen sollte, um endlich den Rhythmus, die Harmonie, die ganze Musik der Architektur umzugestalten.

Wir müssen die glücklichen Umstände preisen, denen es zu danken ist, daß der Palast des Diocletian der Nachwelt erhalten blieb, denn er bildet ein bedeutsames Zwischenglied zwischen der antiken und christlichen Bauweise, ohne denselben würden wir vollkommen im Unklaren über den Zusammenhang der altchristlichen Architektur mit der spätrömischen sein und für die Hauptmomente des christlichen Basilikenbaues, namentlich für die so reichlich verwertheten Bogenreihen über Säulen zur Trennung der Schiffe keine oder unzutreffende Annahmen aufstellen.

Die Erhaltung des großartigen und in seiner kunsthistorischen Bedeutung einzigen Bauwerkes ist ein Gebot unserer kunstsinnigen Zeit, es preisgeben und sich und dem Zerfalle überlassen, wäre ein Preisgeben eines der wichtigsten Objecte der Architekturgeschichte. Glücklicherweise liegt aber das Object nicht fern in einem Winkel des Orients ungesehen und unbeachtet, sondern es wird gepflegt und erhalten und steht in der Obhut einer kunstsinnigen Regierung und eines intel-

ligenten Volkes. Mausoleum und Tempel sind Domkirche und Baptisterium geworden, nachdem die Salonitaner in den Palast flüchteten. Diocletian, der Christenverfolger, hat Dalmatien eines der bedeutendsten Bauwerke, eine Zierde des Landes gegeben, er ahnte aber gewiß nicht und konnte es wohl kaum ermessen, daß er Räume schuf, Monumente errichtete, die nach ihm nicht blos dem christlichen Cultus dienen, sondern auch in ihrer Architektur die Grundlage zur Ausgestaltung und Weiterbildung der Bauweise des Mittelalters werden sollten.

Wir stehen hier an der Grenze unseres ersten Abschnittes und können nur nochmals resumirend betonen, daß die antike Kunst in Dalmatien keine in ihrer Erscheinung völlig gleichlautende Emanation der großen römischen Kunst war, sondern daß hier, durch locale Umstände bedingt, eine Kunstthätigkeit erwuchs, die ihresgleichen im übrigen römischen Reiche nicht hatte, eine Thätigkeit, die im vierten Jahrhunderte in großen Zügen erkennen ließ, welcher Weiterbildung die antike Architektur zuschreiten, welchen Grundzügen sie folgen müsse.

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Der Oesterreichische Volksschriftenverein. Von Dr. Hans Maria Truxa. Eine hervorragende Rolle im literarischen Leben unserer Heimath gebührt dem Oesterreichischen Volksschriftenverein in Wien, welcher schon seit mehr als 37 Jahren eine zwar stille, jedoch äußerst segensreiche Thätigkeit entfaltet. Derselbe erfreut sich des hohen Protectorates Sr. kais. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand, Großherzogs von Toscana, und hat gegenwärtig den verdienstvollen Historiker Dr. Joseph Alex. Freiherrn v. Helfert zum Präsidenten.

Gegründet im sturmbewegten Jahre 1848 von mehreren Literatur- und Menschenfreunden, an deren Spitze sich der k. k. Hofbaurath Ferd. Ritter v. Mitis befand, hat dieser Verein in richtiger Erkenntniß, daß durch Verbreitung patriotischer, vom ethischen Geiste getragener Druckwerke, Herz und Gemüth der Massen veredelt werden können, Hunderttausende von gediegenen Flug- und periodischen Schriften unter die Bevölkerung gestreut, und in der ersten Zeit seines Bestandes einen so raschen Aufschwung genommen, daß derselbe schon 1855 weit über 1000 Mitglieder zählte. Die spätere Ungunst der Zeitverhältnisse, sowie anderweitige Concurrenzunternehmungen, und die mittlerweile massenhaft entstandenen sonstigen gemeinnützig-humanitären Vereine haben zwar seither den Stand der Mitglieder auf 408 herabgedrückt, doch bilden diese die treue Garde des Vereines, welche unbeirrt von den Strömungen des Tages festhält an den edlen Zielen desselben, nämlich an der Pflege des Guten, Wahren und Schönen.

Die Thätigkeit des Vereines begann in bescheidener Weise und erstreckte sich in den ersten drei Jahren seines Bestandes vornehmlich auf die unentgeltliche Verbreitung von drei Zeitschriften („Wiener Bote", „Volksfreund" und „Wochenblatt für Landwirthschaft"). Daneben wurden auch praktische Flugschriften, wie beispielsweise „Ueber die Wichtigkeit des k. k. Heeres", „Erläuterungen über das Grundentlastungsgesetz" u. dgl. ausgegeben.

Von 1852 bis 1876 gab der Verein den Oesterreichischen Volks- und Wirthschaftskalender heraus, welcher in der Reihe derartiger Schriften einen ehrenvollen

Platz einnahm, und mit Beiträgen der angesehensten Schriftsteller versehen war. In der gleichen Zeitperiode erschienen jährlich sechs Hefte der „Abendstunden zur Belehrung und Erheiterung". Diese beiden Unternehmungen wurden von dem mannigfach verdienten Populärschriftsteller Leopold Fürstedler geleitet. Im Kalender waren die besten Namen der vaterländischen Literatur vertreten: G. A. Schirmer, Franz Tschischka, Anton Steinhauser, Moriz v. Stubenrauch, Andreas Baumgartner, Andreas Schumacher, C. A. Kaltenbrunner, Ludwig Bowitsch, Friedrich Simony, Castelli, Joseph Arenstein, Karl Fritsch, Max Fhr. v. Thielen 2c. 2c. Die „Abendstunden" enthielten Aufsätze von Joseph v. Hoffinger, Wilhelm von Metzerich, Adolph Ficker, Alexander Skofitz, Friedrich Reichard, Ferdinand Kürnberger, L. Scheyrer, K. Hornstein, Friedrich Steinbach, E. K. Lenze, W. F. Exner, Robert Niedergesäß, Emma Franz, Wilhelm Edler v. Janko, Rosa Pacher, Johann Nep. Vogl, Joseph Thadäus v. Röß, Friedrich v. Strobach, Aloys Steindl, Major Amon R. v. Treuenfest, Paul v. Radics, Carl Landsteiner, und vielen anderen bekannten vaterländischen Literaten. An Stelle der „Abendstunden" trat 1877, und zwar unter Leitung des rühmlichst bekannten Dr. Ferdinand Stamm, bis zu dessen 1880 erfolgten Tode das „Oesterreichische Jahrbuch", welches den gesteigerten Anforderungen der Neuzeit entsprechend und auch mit Illustrationen versehen, in Poesie und Prosa Formvollendetes bietet, darunter insbesondere interessante historische Beiträge von Dr. Isidor Proschko, Sectionsrath Dr. Lind, Professor Schwicker u. a. m. Eine bereits durch mehrere Jahrgänge fortlaufende Artikelreihe bildet „Die confessionale Frage in Oesterreich 1848" nach bisher unbenützten Quellen von Dr. Freiherrn v. Helfert behandelt. Weiters sind die Jahrbücher mit Novellen von Henriette Franz, Hedwig Wolf u. a. m. geziert, und enthalten überhaupt eine Fülle ebenso belehrenden als unterhaltenden Stoffes aus den verschiedensten Zweigen menschlichen Wissens.

Das größte Verdienst hat sich der Österreichische Volksschriftenverein durch die im Laufe von 30 Jahren herausgegebene, nunmehr in 22 Bänden complet vorliegende „Oesterreichische Geschichte für das Volk" erworben. Jeder Band dieses vortrefflichen Geschichtswerkes hat einen für die betreffende Zeitperiode als Specialist bewährten Geschichtsforscher zum Verfasser, unter ihnen M. A. Becker, Freiherr von Helfert, Höfler, Gindely, Albert Jäger, Krones, Joh. B. Weiß. Der Preis des vaterländischen Geschichtswerkes ist für Mitglieder mit nur 30 Kreuzer pro Band berechnet.

Nicht unerwähnt dürfen endlich die vom Vereine statutenmäßig unterhaltenen Lesezirkel bleiben, deren gegenwärtig 25 bestehen. Wenn in einem Orte 10 Mitglieder domiciliren, so haben dieselben ein Anrecht auf Gründung eines Lesezirkels erworben, der nicht nur mit sämmtlichen Büchern des eigenen Verlages, sondern auch mit solchen angekauften Büchern beschenkt wird, welche den Tendenzen des Vereines entsprechen. Derlei Lesezirkel bestehen in verschiedenen Gemeinden, Spitälern, Versorgungsanstalten, Straf- und Arbeitshäusern 2c. Denselben sind bisher einige tausend Bände von Werken verschiedenen Inhaltes zur Verfügung gestellt worden. Ueberdies verschenkt der Verein aus seinen vorhandenen Vorräthen Bücher und Schriften an alle Corporationen und Gesellschaften, die darum speciell ansuchen.

Zu bedauern bleibt es nur, daß vielen, oft bestgesinnten und literaturfreundlichen Patrioten das Wirken des Vereines eine terra incognita ist, oder Manche aus irrig angewendeten Ersparungsrücksichten den geringen Jahresbeitrag

von 2 fl. scheuen. Wie ungleich bedeutendere Resultate könnte der Oesterreichische Volksschriftenverein (dessen Kanzlei sich in Wien, I. Salvatorgasse 12, befindet) erzielen, wenn sich große Schichten aus allen Gesellschaftskreisen finden würden, um durch massenhaften Beitritt zu dem Verein, und durch vielseitige Gründung von Lesezirkeln zur Verbreitung der vorhandenen großen und werthvollen Büchervorräthe, sowie überhaupt zu einer gesunden, Geist und Herz veredelnden sittlich-ernsten und patriotischen Lectüre beizutragen, und der Hochfluth gewisser moderner Volksliteraturerzeugnisse zweifelhaften Werthes einen kräftigen Damm entgegenzusetzen. Auf solche Weise würden die vom Österreichischen Volksschriftenvereine angestrebten Ziele erst recht verwirklicht und wäre dies gewiß auch ein Mittel, dem drohenden socialen Gespenste entgegenzuwirken und die aufgeregten Gemüther unserer Tage zu beruhigen!

Der Brautkranz.

Von Joseph Kiß, übersetzt von Ladislaus Neugebauer.*)

Der Brautkranz dort, er flüstert im Verblühen
Dem Dämmerschein ein Märchen zu gar leis,
Mein junges Weibchen wieg' ich auf den Knieen,
Bedeckend es mit Küssen, innigheiß.

Nur manchmal tönt ein Wort von uns'rem Munde,
Dem Vöglein so im Traum ein Ruf entfährt:
„Der Priester sprach so schön von unserm Bunde!"
Sie lispelt leis: „Ich habe Nichts gehört . . ."

„Der Hochzeitszug schien ewiglich zu währen!
Und diese Pracht, und diese Wagenreih'n!"
Da feuchten mir die Hand zwei heiße Zähren,
Sie blicket auf: „Ich sah nur dich allein!"

Ein Königstraum, Schauspiel in fünf Aufzügen von Theodor Löwe. (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.) Wenn man das Repertoire unserer deutschen Bühnen durchmustert, sollte man glauben, das junge Deutschösterreich habe sich schon seit Jahren von der dramatischen Wettbewerbung ganz ausgeschlossen. Nun, producirt wird Gottlob genug, aber mit der Reproduction, mit der Wiedergabe auf deutschen Bühnen steht es nicht am erfreulichsten. Trotz Wien und Burgtheater bleiben Berlin und Leipzig die literarischen Hauptstädte der Deutschen und seit bei uns vollends das censurfreiere Wiener Stadttheater, unähnlich dem Vogel Phönix für immer verschwunden ist, ist das dramatische Jungösterreich vielfach darauf angewiesen, sich in Entsagung zu üben. Vorliegendes Werk eines hochbegabten Landsmannes ist übrigens in Prag mit schönem Erfolge bereits aufgeführt worden. In dramatischer Vertiefung und scenischer Beleuchtung kündet es uns die über Nacht gezeitigte Charakterentwickelung eines jungen Fürsten, der starr, unbeugsam und strenge, durch den Traum Gnade üben lernte: Gorgonius, König von Sicilien, verurtheilt einen Narren, der sich brüstete, selbst König, selbst Gor-

*) Siehe: „Oesterreichisch-Ungarische Revue", Novemberheft 1886, S. 63.

gonius zu sein, zum Tode. Im Traume nun erblickt er, wie ihn Volk und Pöbel trotz seiner wirklichen Majestät und seiner wahrhaftigen Würde als Narren und Wahnsinnigen verschreien, der sich einbilde, König zu sein. Vor den echten Narren, der als König gilt, als Angeklagter geschleppt, wird er zum Tode verurtheilt und schon nahen die Schergen . . . als der Traum entweicht und die Wirklichkeit wieder zur freundlichen Wahrheit wird, ihn zum König stempelnd und dem Narren Gnade kündend. Weniger dem Inhalte als der Form nach, erinnert Löwe's Schauspiel vielfach an Grillparzer's Art zu produciren. Es kann als die erfreuliche Kundgebung eines echten und schönen Talentes bezeichnet werden, welchem die deutsche Bühnenwelt werkthätigste Aufmunterung nicht versagen sollte. E. K.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.